Thaten und Schicksale.

Bilder und Skizzen

von

J. Priem.



Nürnberg,

Rob. Koenecke.



gez. v. Perlberg. lith. v. J. Löhnes.

Theodolinde von Bayern und Autharis.

Thaten und Schicksale.

Bilder und Skizzen

aus

der deutschen Geschichte.

Der Jugend gewidmet

von

J. Priem.

Mit sechs fein colorirten Bildern.

Nürnberg.
Verlag von Rob. Koenecke.
1866.

Druck von Franz Datterer in Freising.

Vorwort.

Ich übergebe hiermit meinen jungen Lesern eine Reihe von Schilderungen aus der deutschen Geschichte, und zwar in abwechselnder Folge die Erzählung von Geschicken und Thaten Einzelner, wie des ganzen Volkes. Es war meine Absicht, lehrreiche und bedeutende Momente aus unsrer großen Geschichte herauszuheben und sie, der Zeit gemäß aneinander gereiht, in unterhaltender Form vor eure Augen zu stellen. Der größte Nutzen geschichtlicher Darstellungen besteht darin, daß sie uns das Leben der Völker und einzelner Menschen, theils zur Nacheiferung, theils zur Warnung, immer aber zur Bereicherung unsres Wissens, wie große, gestaltenreiche Bilder entrollen. Ich habe Männer des Krieges und des Friedens, Herrscher und Feldherren, Gelehrte und Künstler, die auf die Entwicklung der geschichtlichen Verhältnisse und des geistigen Lebens des

deutschen Volkes Einfluß übten, zu meinen Schilderungen gewählt; mögen sie euch in ihren Tugenden als Vorbilder dienen, in ihren Fehlern als warnende Beispiele, an den Schicksalen des Volkes aber, in die ihr Streben verwebt ist, eure Liebe zum Vaterlande sich stärken. Zur Vervollständigung der Bilder, die euch diese Erzählungen geben, hat die Verlagshandlung auch für eine künstlerische Darstellung mehrerer derselben gesorgt, welche euere geistige Auffassung durch die des Auges zu unterstützen bestimmt sind.

Gefällt euch mein Büchlein, so soll es an einer Fortsetzung dieser Schilderungen nicht fehlen, wozu die Geschichte Deutschlands des Stoffes genug darbietet.

Nürnberg im Mai 1865.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die Schlacht im Teutoburger Wald.

Zu der Zeit als Christus der Herr geboren wurde, wußte man in der übrigen Welt von Deutschland noch wenig oder gar nichts, und was wir jetzt, nach fast zweitausend Jahren, von unsern Urvätern und ihrem Leben und Treiben kennen, das haben wir dem Römer Tacitus zu verdanken, der ein ausführliches Buch darüber geschrieben hat. Der konnte es aber auch wissen, denn die Römer waren, nachdem sie Gallien, das heutige Frankreich, erobert hatten, über den Rhein gegangen und in Deutschland eingedrungen, und daher schon seit 140 Jahren mit Germanien und den Germanen, wie die Gallier, und nach ihnen die Römer, unser Vaterland und seine Bewohner nannten, bekannt. Germanen heißt aber so viel wie Kriegsmänner und als solche haben die eroberungslustigen Römer unsere Vorfahren kennen gelernt, denn sie wehrten sich ganz verzweifelt gegen die eindringenden Fremdlinge, die sich den größten Theil der damals bekannten Welt unterworfen hatten, und nun unser Deutschland auch dazu haben wollten. Das ging aber schwerer als sie gedacht hatten und es gelang ihnen erst nach schweren Kämpfen den südwestlichen Theil desselben ihrer Herrschaft zu unterwerfen, den

sie auch zur Zeit der Geburt Christi unter Kaiser Augustus noch im Besitz hatten.

Damals war das Land der Teutschen, oder Deutschen, welchen Namen sich unsere Vorfahren selbst gegeben haben und womit sie sich als Angehörige eines und desselben Völkerstammes bezeichneten, noch ein rauhes, unwirthbares Land, mit finstern, fast undurchdringlichen Waldungen, voll Sümpfen und unfruchtbaren Haidestrecken. Da gab es noch Bären, Elennthiere und Auerochsen; das Getreide war Hafer und Gerste und es gehörten die guten Zähne unserer kräftigen Urväter dazu, um die Holzäpfel und Holzbirnen zu beißen, fast die einzigen Obstarten, welche ihre Bäume trugen. Mit Schneider und Schuster hatten sie auch nicht viel zu thun, das Fell des erlegten Bären oder die Haut des Auerochsen war ihre Kleidung und die gewaltigen Hörner des Thieres, die sie als Kopfschmuck trugen, machten ihren Anblick den damals schon sehr verweichlichten Römern fürchterlich. Sie verehrten den Wodan oder Odin als ihren höchsten Gott, dem sie die Regierung der Welt und die Leitung der Geschicke der Menschen zuschrieben. Neben ihm beteten sie zu Donar oder Thor, dem Gott des Donners, und Zio oder Tiu, dem Kriegsgott. Außer diesen drei höchsten Göttern hatten sie noch den Fro oder Freyr als Gott der Fruchtbarkeit, dessen Schwester Freia, die Göttin der Liebe, und Hertha, die ernährende Mutter Erde. Untergötter waren Braga, der Gott der Dichtkunst, dessen Gemahlin Idunna, die Göttin der Unsterblichkeit und endlich Hollia die Todesgöttin, welche die Verstorbenen in ihr Reich Nebelheim bringt; und aus deren Namen wahrscheinlich

unsere Bezeichnung „Hölle“, als Strafort für die Verdammten, entstanden ist. Dagegen ist der Aufenthalt Wodans, Walhalla, das Paradies der in der Schlacht Gefallenen, denn Tapferkeit ehrten unsere Vorfahren als die erste aller Tugenden.

Sie war aber auch nothwendig den hartnäckigen Römern gegenüber, die unablässig von allen Seiten in's Land drangen und Niederlassungen gründeten, wovon wir noch heut zu Tage am Rhein und der Donau bis gegen den Main zu die Spuren sehen. Uebung in den Waffen war daher der Deutschen Hauptbeschäftigung, nebenbei die dem Kriegshandwerk verwandte Jagd. Ackerbau, Gewerbe und Viehzucht verrichteten die Unfreien, von denen es zweierlei Arten gab, die sogenannten Hörigen, die das einem Herrn eigenthümlich gehörende Grundstück bebauten, und die Leibeigenen oder Knechte, die außer dem Gesetz standen und gleich Sclaven behandelt wurden. Sie waren meistens Gefangene von andern Stämmen, oder auch heruntergekommene Freie, die sich dem Laster des Spiels und des Trunks ergeben hatten, zwei Nationalfehler der alten Deutschen, die erst dem Einfluß milderer Sitten wichen.

Die Römer hatten es hauptsächlich darauf abgesehen, römische Sitten, Gesetze und Sprache in den ihnen unterworfenen deutschen Landestheilen einzuführen, was bei dem Freiheit und Vaterland liebenden Volke den größten Widerstand hervorrief. Weil aber auch die römischen Statthalter das Volk durch Erpressung von Abgaben hart bedrückten, entstand eine Verschwörung gegen die verhaßten Römer und an die Spitze der Verschwörer stellte sich Hermann, oder

Arminius, wie ihn die Römer nannten, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer.

Von allen vornehmen Deutschen war er am geeignetsten dazu einen Aufstand seines Volkes zum Zwecke der Befreiung vom Römerjoch zu leiten und siegreich durchzuführen. In Rom erzogen und gebildet, hatte er selbst im römischen Heere gedient und dem Feinde seines Volkes, an dem er stets mit treuer Seele hing, die Vortheile und Listen seiner Kriegsführung abgelernt.

Er machte es nicht wie so Manche, die, nachdem sie einige Zeit auswärts waren, das Vaterland und seine Sitten verachten und nur schön und nachahmungswerth finden, was sie in der Fremde gesehen und gelernt haben. In sein Vaterland zurückgekehrt, erfüllte es sein Herz mit gerechtem Zorn, zu sehen, wie die Fremden mehr Gehorsam forderten als die eingebornen Fürsten, und in fremder Sprache nach fremdem Rechte über die Deutschen zu Gericht saßen. „Die Stunde ist gekommen", sagte er, „die Fesseln zu zerbrechen, ehe wir ihrer gewohnt werden, lasset uns einig sein und wir werden die Kraft haben, die stolzen Legionen der Römer zu überwinden." Wie es immer zu geschehen pflegt, wenn ein Mann muthig und thatkräftig für die allgemeine Sache eintritt, so fanden auch Hermanns Worte in allen deutschen Gauen (so hieß man die Bezirke in welche das Land eingetheilt war, und jedem Gau stand ein Graf, der nebst seinen Beisitzern und Richtern vom Volke gewählt wurde, vor) den kräftigsten Widerhall. Der von Hermann gestiftete Bund zur Befreiung Deutschlands vom römischen Joche wuchs immer mehr an, die meisten der Fürsten traten ihm

bei und Hermann sah ein starkes, todesmuthiges Heer um sich versammelt, als der römische Feldherr Varus in der Absicht einen unter den an der Ems wohnenden deutschen Völkern ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken, mit seinen Legionen durch den Teutoburger Wald, der im heutigen Westphalen lag, zog.

Die Geschichte aller Zeiten und Völker hat Menschen aufzuweisen, die aus Selbstsucht, Eigennutz oder sonstiger thörichter Verblendung den Freiheitsbestrebungen des Landes, dem sie selbst angehörten, feindlich entgegengetreten sind. Ein solcher Verräther seines Vaterlandes war auch der Cheruskerfürst Segest, der noch überdieß durch die Bande des Blutes mit Hermann verbunden war, da derselbe seine Tochter Thusnelda zur Gemahlin hatte. Segest aber hatte kein Herz für die Heimath und sein Volk und liebäugelte mit den Römern, die ihn durch Verleihung des Bürgerrechts in Rom, was damals eine überaus große Ehre war, und andere Gunstbezeugungen geködert hatten. Deßhalb verrieth er auch dem Varus den Anschlag der Deutschen und warnte ihn vor seinem Schwiegersohne Hermann. Zum Glück dünkte sich aber der stolze Römerfeldherr viel zu klug, als daß ihm dergleichen hätte entgehen können. Er trotzte auf seine Macht, wies die Warnung Segest's verächtlich zurück und zog sorglos mit seiner Armee weiter, aber mühsam und unter großen Beschwerden durch Wald und über Berge bis in's heutige Fürstenthum Lippe. Dort lag Hermann mit seinen Schaaren im Hinterhalte und lauerte auf den nahenden Feind. So gingen die Römer in die Falle. Mitten im dichtesten Walde stürzten die

Deutschen über die sorglos Daherziehenden und ein schreckliches Gemetzel begann, das um so gräulicher wurde, als ein furchtbares Gewitter losbrach, der Sturm die Bäume des Waldes auf die Kämpfenden niederstürzte, und ein endloser Regen den Boden so schlüpfrig machte, daß der Fuß nicht auf ihm haften konnte, während er die Bogensehnen erschlaffte, daß sie unbrauchbar wurden.

Obschon auch die Deutschen unter diesem Unwetter zu leiden hatten, so waren sie dessen doch mehr gewohnt als die aus dem schönen, warmen Italien gekommenen Römer und kannten überdieß die Wege und Stege. Immer neue Schaaren von Deutschen brachen aus dem Walde hervor und wo die Römer Sieger zu sein glaubten über eine Anzahl Feinde, standen neue Haufen wie aus dem Boden gewachsen, ihnen gegenüber, denn ringsumher hatte sich alles Volk der Deutschen erhoben und war herbeigezogen zur blutigen Befreiungsschlacht. Damals, wo es noch keine Kanonen und Gewehre gab und der Mann dem Manne mit dem kurzen Schwert zu Leibe gehen mußte, endeten die Kämpfe gewöhnlich mit der gänzlichen Vernichtung des einen oder andern Theils der Streitenden und so waren es hier die Römer, die nach dreitägigem schrecklichen Schlachten völlig unterlagen. Fliehen konnten sie nicht, so gern sie auch wollten, denn sie waren von allen Seiten eingeschlossen und so oft das trübe Tageslicht durch den undurchdringlichen Wald schimmerte, drangen die wutherfüllten Deutschen neuerdings auf sie ein. Die sämmtlichen Adler, die Feldzeichen, welche die Römer an der Stelle unserer späteren Banner und jetzigen Fahnen führten, fielen in die Hände

der Deutschen, nur wenige Römer vermochten zu entrinnen und ihr Feldherr Varus stürzte sich, nachdem er verwundet worden war, aus Verzweiflung in sein eigenes Schwert. Dieß geschah im Jahre 9 nach Christi Geburt.

Großer Schrecken kam über das ganze Römerland, als die wenigen Flüchtlinge die Nachricht von dieser schimpflichen Niederlage in das glänzende, siegesstolze Rom brachten, waren ja doch die schönsten und tapfersten Legionen vernichtet, der Kern des ganzen römischen Heeres. So groß war das Entsetzen, daß man in dem fernen Rom den Feind schon vor den Thoren glaubte, und die Vornehmsten der Stadt sich zur Flucht rüsteten. Der Kaiser Augustus hätte eher des Himmels Einsturz als eine solche Schmach von Seite des verachteten Volks der Barbaren, wie die hoffärtigen Römer alle Völker außer ihnen und allenfalls den Griechen nannten, erwartet. Er entkleidete sich seines Purpurs, ging monatelang in Trauerkleidern mit ungeschornem Haar und Bart und rief, indem er verzweiflungsvoll in seinem Pallaste umherirrte: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!"

Diese Schlacht führte die endliche Befreiung unseres großen deutschen Vaterlands vom Römerjoche herbei. Hermann ließ nicht nach sein Volk zum fortgesetzten Widerstande gegen die Unterdrücker anzueifern, die unter dem Kaiser Germanicus nochmal heranzogen, um sich für ihre Niederlage zu rächen und das verhaßte Land zu unterwerfen.

Hermanns Wahlspruch war: Freiheit oder den Tod, und ihm getreu bekämpfte er den Germanicus mit unerschütterlichem Heldenmuthe, wenn auch mit abwechselndem

Glücke. Aber nicht alle deutschen Fürsten dachten so hochherzig für ihr Land und Volk wie er. Marbod, dem König der Markomannen, kam es in den Sinn, sein Volk nach der Weise der römischen Tyrannen zu regieren und er verachtete deutsches Recht und deutsche Sitte. Hermann jedoch besiegte ihn und er mußte seinen Verrath am eigenen Lande im Elend der Verbannung büßen.

Dem edlen Hermann wurde schlecht gelohnt für die Liebe und Treue, die er seinem Vaterlande weihte. In offener Schlacht wußte er zu siegen, gegen den Haß und den Neid, die zu allen Zeiten die Feinde des Erhabenen und Edlen waren, hatte er keine Waffen und so fiel er als ein Opfer des Verrathes seiner eigenen Familie eilf Jahre nach seinem Siege im Teutoburger Walde, im siebenunddreißigsten Jahre seines Heldenlebens.

Theodolinde von Bayern.

Der Herzog Garibald von Bayern hatte ein gar liebes Töchterlein, das, sowohl seiner feinen Leibesgestalt und seines holdseligen Antlitzes wegen, als auch weil es ein frommes und tugendsames Mägdlein war, von aller Welt gepriesen wurde.

Zu jener Zeit, es war im Jahre 588 nach Christi Geburt, herrschte jenseits der Alpen über das Reich der Longobarden, der heutigen Lombardei, König Autharis.

Dieser hörte von der Schönheit und Klugheit der bayerischen Herzogstochter und beschloß eine Gesandtschaft nach Regensburg abzusenden, wo Herzog Garibald residirte, und durch dieselbe um die Hand Theodolindens werben zu lassen.

Die Gesandtschaft bestand aus den Vornehmsten der longobardischen Ritterschaft und zog mit großem Prunke in Regensburg ein. Herzog Garibald empfing sie in Mitte seines Hofstaates und hörte die Werbungen, die das Haupt der Gesandtschaft in zierlichen Worten vortrug. Hierauf befahl er seinem, neben ihm auf einem Thronsessel sitzenden Töchterlein den Gesandten der Reihe nach den Becher mit dem Ehrentrunke zu kredenzen. Theodolinde gehorchte den Worten des Vaters und ging mit dem schweren goldenen Pokal, den ihre kleine Hand kaum umspannen konnte, im Kreise der Ritter umher, jedem derselben mit zierlicher Verneigung den Becher reichend. Da kam sie auch zu einem stattlichen Jüngling von hohem schlanken Wuchse, unter dessen blinkendem Helm eine reiche Fülle von goldenen Locken hervorquoll und plötzlich fühlte sie ihre linke Hand gefaßt und zugleich eine sanfte Berührung ihrer erröthenden Wange, was sie, als eine Verletzung der Sitte, so in Verwirrung brachte, daß sie ein Zittern überkam und der Becher beinahe ihrer Hand entfallen wäre, wenn ihr nicht eine ihrer Frauen Beistand geleistet hätte. Niemand von allen Anwesenden hatte den Vorgang bemerkt, Theodolinde aber zog sich in ihr Gemach zurück und vertraute ihrer treuen Amme, was ihr widerfahren war. Diese aber tröstete sie und sprach: „Sei getrost Theodolinde, Der solches gewagt hat, war gewiß dein Bräutigam, König Autharis selbst,

denn ein Geringerer hätte sich's wohl nicht unterstanden, dich zu berühren." Darob war die Prinzessin sehr erfreut, denn der kühne, blondgelockte Jüngling hatte ihr gar wohl gefallen.

Bald darauf zog die longobardische Gesandtschaft wieder in ihre Heimath zurück und Herzog Garibald ordnete an, daß sie ein großer Zug bayerischer Ritter und Herren des Hofes bis an die Grenze geleitete. Als man daselbst angelangt war und gegenseitig Abschiedsworte wechselte, erhob sich jener stolze, blondgelockte Jüngling, der so keck gegen Theodolinde gewesen war, hoch im Sattel, führte mit seiner Streitaxt einen so gewaltigen Hieb in einen nahestehenden Baum, daß das Eisen bis zum Hefte hineinfuhr und rief mit weithin schallender Stimme: „Solche Hiebe führt Autharis!"

Damit hatte er sich zu erkennen gegeben, und als die bayerischen Herren sich von ihrer Ueberraschung erholt und ihm ihre Huldigung als König der Longobarden darbringen wollten, war er mit seinem Gefolge bereits verschwunden.

Im Frühling des Jahres 589 trat Theodolinde, von ihrem Bruder Gundoald begleitet, die Reise nach Italien an und wurde bei Verona von König Autharis empfangen und unter großem Jubel seines Volkes in sein Reich eingeführt. Die Hochzeit wurde auf dem Sardisfeld, in der Nähe von Verona, mit großer Pracht und Herrlichkeit begangen.

Bald war Theodolinde im Besitz der Liebe und Verehrung des longobardischen Volkes, und ihre Herzensgüte wie ihre Weisheit wurde in Italien wie in Deutschland

weithin gerühmt. Leider aber sollte Autharis nur eine kurze Spanne Zeit glücklich sein an der Seite eines so vortrefflichen Weibes, denn er starb schon 590, nach einer unverbürgten Sage in Folge einer Vergiftung. Theodolinde betrauerte ihn auf's Tiefste, mußte aber dem Drängen ihres Volkes nachgeben und zur Wahl eines zweiten Gemahls schreiten, die ihr das Volk nicht nur ganz unumschränkt ließ, sondern auch erklärte, daß derjenige König der Longobarden sein solle, dem sie die Hand reiche. Die verwittwete Königin berieth sich mit ihren Vertrauten und Räthen und als ihr der Herzog Agilulf von Turin als ein sehr verständiger und im ganzen Lande hochgeachteter Mann geschildert wurde, berief sie denselben an ihr Hoflager auf dem Schlosse Laonellum, woselbst sie ihn, umgeben von den Großen ihres Reiches, in feierlicher Audienz empfing. Agilulf neigte sich ehrerbietig vor Theodolinden und wollte ihr die Hand küssen. Diese aber lächelte huldvoll und sprach: „Nicht die Hand, sondern die Lippe — mein Gemahl und König."

So wurde Agilulf König der Longobarden, die ihm mit Freuden huldigten. Theodolinde war, hochgeehrt von ganz Italien, durch vierundzwanzig Jahre glücklich an der Seite ihres zweiten Gemahls. Die Geschichtschreiber Italiens rühmen den segensreichen Einfluß, welchen die bayerische Herzogstochter auf die Sitten und die Kulturverhältnisse der noch sehr unzivilisirten Longobarden hatte, die aus Liebe zu ihrer schönen Königin ihre rohen Gewohnheiten ablegten und sich zu milderer Sitte bequemten.

Die Gelehrten des Landes ehrten ihre Kenntnisse,

Papst Gregor der Große widmete ihr sein Buch von den Wundern, und von ihm empfing sie die eiserne Krone, die sich Napoleon zu Mailand als König von Italien auf's Haupt setzte und die nun Viktor Emmanuel als solchen schmückt.

Wie aber nach dem Ausspruch des alten Weisen Solon Niemand vor seinem Tode ganz glücklich ist, so verfinsterte auch den Lebensabend Theodolindens ein plötzlich hereingebrochenes Unglück. Sie mußte ihren Sohn Adaloald, der seinem Vater Agilulf als König nachfolgte, von einem unheilbaren Wahnsinn erfaßt und in der Blüthe seiner Jahre dahinsterben sehen. Sie vermochte diesen Verlust nicht zu ertragen und verfiel in eine hitzige Krankheit, die sie 625 ihrem Lande raubte, das sie lange und tief betrauerte.

Karl der Große.

Die Sage erzählt uns: König Pipin, der in Bayern Hof hielt und dessen Burg zu Weihenstephan bei Freising stand, verlobte sich mit der Tochter des Königs von Karlingen, der schönen Bertha, und sandte seinen Hofmeister an das Hoflager des Vaters seiner Braut, um diese heimzuführen. Der Hofmeister aber war ein böser, ränkevoller Mensch und seine Frau paßte in dieser Beziehung ganz vortrefflich zu ihm, denn sie that auch alles Andere lieber als was Gutes.

Daher ging sie auch gleich auf den Plan ein, den der Hofmeister aussann, die Königstochter Bertha heimlich zu tödten, statt ihrer aber ihre eigene Tochter, welche der Prinzessin, die Pipin nur im Bildniß gesehen, ziemlich ähnlich war, dem König Pipin zuzuführen. Das verbrecherische Ehepaar entwendete Berthas Kleider und brachte die damit ausgestattete eigene Tochter an das Hoflager des Königs, Bertha aber wurde von zwei dazu gedungenen Knechten in einen tiefen Wald geführt, woselbst sie nach dem Auftrage des Hofmeisters getödtet werden sollte. Die beiden Knechte hatten aber ein besseres Herz als ihr falscher Herr, sie verriethen der Königstochter den ganzen Anschlag, ließen sich dann ihr Kleid und ihr Hündchen geben, das sie begleitete, tödteten letzteres und tauchten das Kleid der Königstochter in des Hündleins Blut. Hierauf brachten sie das blutige Gewand ihrem Herrn zum Beweise, daß sie ihren Auftrag vollzogen hätten.

Inzwischen irrte Bertha zwei Tage lang in der Wildniß umher und fand erst am dritten einen Köhler, der sie in eine Mühle bei Gauting, die Reismühle genannt, führte, wo sie von dem Müller und seiner Frau, die barmherzige Leute waren, als Magd aufgenommen wurde. Sie hatten bald Ursache sich ihrer Barmherzigkeit zu freuen, denn die fremde junge Magd diente ihnen nicht nur treu und unverdrossen, sondern fertigte auch in den Feierstunden allerlei kostbare Gewebe aus Gold- und Silberfäden, dergleichen die armen Müllersleute in ihrem Leben nie gesehen. Der Müller brachte die schönen Sachen nach Augsburg, verkaufte sie dort und kehrte mit neuen Stoffen in die Mühle

zurück. So verfloßen sieben Jahre, da geschah es, daß König Pipin in der Nähe der Reismühle in dem Walde jagte und sich von seinem Gefolge verirrte. Er hatte nur einen Knecht und einen Sternseher bei sich, wie sie in damaliger Zeit an den Höfen der Fürsten weilten und deren stete Begleiter auf Reisen, im Kriege und auf der Jagd waren. Der Knecht kletterte auf einen Baum und erspähte die Hütte eines Köhlers, welcher die Verirrten zu dem Reismüller brachte, der die Fremden, die sich für Kaufleute ausgaben, mit gewohnter Gutherzigkeit beherbergte.

In dieser Nacht las der Sternseher in den Gestirnen, daß der König in dieser Mühle sein wirkliches, ihm verlobtes Weib finden werde und daß ihm hier ein Sohn geboren werden würde, welcher bestimmt sei, dereinst über Christen und Heiden zu herrschen. Darob verwunderte sich der König sehr und er fragte den Müller, ob er nicht eine Frau oder Jungfrau außer seinem Eheweibe in der Mühle verberge. Da führte der Müller die Magd vor sein Angesicht, die er vor sieben Jahren bei sich aufgenommen und erzählte ihm von ihren Schicksalen, soweit er sie wußte, und ihren wundervollen Arbeiten. Pipin erkannte in der verschämt vor ihm stehenden Magd die Königstochter Bertha, die ihm auch den Verlobungsring zeigte, den er ihr gesandt hatte und welchen der gewissenlose Hofmeister ihr abzunehmen vergessen hatte. Pipin überließ die rechtmäßige Gattin der Obhut des treuen Müllers und forschte nach den beiden Knechten, deren Barmherzigkeit Bertha das Leben verdankte. Als sie ausgekundschaftet waren und Pipin den Sachverhalt von ihnen bestätigt gehört hatte, ließ er dem Hofmeister den

Kopf abschlagen und dessen Frau lebendig einmauern, die falsche Königin aber wurde in ein Kloster gebracht, woselbst sie bald aus Gram über das harte, wenn auch wohlverdiente Schicksal ihrer Eltern, starb. Darauf zog König Pipin in den Krieg gegen die Heiden und kehrte erst nach längerer Zeit in die Reismühle zurück, wo ihm inzwischen von Bertha ein Sohn geboren worden war (742 n. Chr.), der in der Taufe den Namen Karl erhielt und nach Pipins Tode König der Franken wurde. Soweit die Sage. Wahrscheinlicher ist es, daß Karl zu Aachen geboren wurde. Als Knabe zeigte er schon große geistige Fähigkeiten und als er in das Jünglingsalter trat entwickelte sich auch seine Körperkraft in so außerordentlicher Weise, daß er sich dadurch vor allen seinen Zeitgenossen auszeichnete. Er war sieben Fuß groß und von gewaltiger Leibesgestalt. Sein edles Antlitz, aus dem die großen blauen Augen bald freundlich strahlten, bald den Schuldigen durchbohrend blitzten, war von langen blonden Locken umwallt und auf der Stirne thronte die angeborne Majestät des Herrschers. Ein solcher Mann mußte aber derjenige sein, den in damaliger Zeit die Vorsehung zum Herrn eines so großen Ländergebietes ausersehen hatte, wie das war, welches Karl beherrschte, und das er durch fortwährende Kriege gegen fremde Völkerschaften so sehr erweiterte, daß im Westen der Fluß Ebro (in Spanien), östlich die Raab (in Ungarn), nördlich die Eider (in Holstein) und südlich die Tiber (im Kirchenstaat), seine Grenzen bespülten. Und dennoch herrschte in diesem großen, von so vielen verschiedenen Völkerschaften bewohnten Reiche die größte Ordnung und der friedlichste Verkehr,

denn Karl verstand es, trotz der vielen Kriege, die er führte, und die ihn oft Jahre lang in Anspruch nahmen, auch die Geschäfte des Friedens zu leiten, die Gesetze und deren Handhabung zu überwachen, den Uebermuth derer zu brechen, die es versuchten, in seinem Namen das Volk zu bedrücken und kleine Könige zu spielen.

Freilich verlangte es der Geist jener Zeit, daß mehr das Schwert als das sanfte Szepter regierte und der Wahlspruch eines Herrschers wie Karl mußte der Ausdruck des festen Wollens und der Gewalt sein. „Hier ist das Gebot!“ rief er aus und, indem er mit kräftiger Faust das hocherhobene Schwert schüttelte, „hier derjenige, der ihm Gehorsam schaffen soll!“

Wie er für Gesetz und Ordnung in seinem Reiche wirkte, so sorgte er auch für Förderung der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels, vor Allem aber für die geistige Ausbildung der Jugend. Der große Kaiser, der die Lombarden und Spanier, die Friesen und Sachsen, die Slaven und Avaren unter die Gewalt seines Scepters brachte, saß noch als Lernender auf der Schulbank mitten unter den Söhnen seiner Großen, denn er fühlte es, daß er viel zu wenig Gelegenheit hatte in seiner Jugend, die Kenntnisse zu erwerben, die ihn zur Alleinbeherrschung eines so mächtigen Reiches und so verschiedener Unterthanen nöthig erschienen. Es gelang seinem rastlosen Eifer fertig Latein und Griechisch zu lernen und in der Astronomie und Mathematik Kenntnisse zu erlangen, am meisten aber lag ihm seine Muttersprache, die deutsche, am Herzen, zu deren Veredlung und Reinigung von vielem Fremden, das ihr beigemischt war, er unendlich viel beitrug. An seinem Hofe

waren die bedeutendsten Gelehrten jener Zeit versammelt und viele derselben als Lehrer an den höheren Schulen wirksam, welche Karl neben denen für die Kinder der Bürger und Landleute errichtet hatte. Er war oft bei den Prüfungen gegenwärtig, um sich von der Zweckmäßigkeit der Lehrmethode und den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo er diejenigen, welche die Prüfung wohl bestanden auf seine rechte, die weniger Geschickten auf seine linke Seite treten ließ. Zu nicht besonders freudiger Ueberraschung der Edlen seines zahlreich anwesenden Gefolges fand es sich, daß die ersteren zum größten Theil Kinder aus den niederen Ständen waren, die zur Linken stehenden aber meist dem Adel und hochgestellten Eltern angehörten. Da sprach Karl zu denen, welche ihm zur Rechten standen: „Ich habe große Freude über euch, ihr lieben Kinder, daß ihr so fleißig gewesen seid, und wenn ihr mit gleichem Eifer also fortfahret, werde ich euch dereinst herrliche Bisthümer und Klöster verleihen. Euch aber, fuhr er fort, sich zornig gegen die faulen Knaben wendend, die ihr glaubt des Wissens nicht nöthig zu haben, weil ihr von edler Herkunft seid, euch trägen, faulen Buben, sage ich, daß ich euern Adel und euere glatten Gesichter und schönen Kleider gar gering achte, und wenn ihr euere Faulheit nicht bald durch Fleiß und Aufmerksamkeit wieder gut macht, so sollt ihr von Karl nie ein gutes Wort hören. — Das Christenthum fand an Karl seinen kräftigsten Vorkämpfer im Abendlande. Die noch zu den alten deutschen Göttern betenden Sachsen widerstanden durch dreißig Jahre der Gewalt, mit der er sie zu Christen zu machen

suchte, mußten sich aber doch endlich völlig unterwerfen und sammt ihrem Herzog Wittekind taufen lassen. Karl war kein finsterer und grausamer Eiferer, er hielt es für eine Staatsnothwendigkeit, durch die milde Lehre des Christenthums den wilden, kampflustigen Sinn dieses kriegerischen Volkes zu zähmen, es an feste Wohnsitze zu fesseln und an bürgerliche Ordnung zu gewöhnen.

Die Unterwerfung der Sachsen sowohl, als seine Siege über die Avaren und über die Herzoge von Bayern, Aquitanien, Bretagne und Gascogne verbreiteten den Heldenruhm Karls durch die ganze Welt, und der Schach von Persien wie der König der Mauren und der Kalif von Bagdad wetteiferten, ihm durch Abgesandte, die reiche Geschenke mit sich führten, ihre Huldigung darzubringen. Das Oberhaupt der Christenheit aber, Papst Leo in Rom, wurde durch die allgemeine Verehrung des Frankenkönigs auf den Gedanken gebracht, das römische Reich im Abendlande wieder in's Leben zu rufen, und als Karl am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom dem feierlichen Hochamte beiwohnte, trat plötzlich der Papst vor den Kaiser, führte ihn an die Stufen des Altars, setzte ihm die Kaiserkrone auf's Haupt und salbte ihn zum Kaiser des heiligen römischen Reiches unter dem Jubelruf des Volkes und den Festhymnen der Chorsänger, die in dem erhabensten Tempel der Christenheit feierlich erschallten.

Die Geschichte lehrt uns, daß große Männer meist einfach gekleidet gingen und wenig auf äußeren Glanz und Prunk bedacht waren. Dieß gilt auch von Kaiser Karl, der den Namen „der Große“, den ihm schon seine Zeitgenossen

verliehen, wie wir aus dem bisher Erzählten ersehen haben, mit dem vollsten Rechte erwarb. Ein Kleid von Leinwand, von den Händen der Kaiserin selbst gefertigt, um welches das mächtige Schwert an breitem Wehrgehäng von Büffelleder gegürtet war, umhüllte die kräftige Gestalt des Kaisers, während die Herren seines Hofstaates in glänzenden Gewändern von Sammt und Seide nach italienischem Schnitt prangten. Da gefiel es dem Kaiser einmal einen Jagdzug zu unternehmen, als eben das Wetter nicht besonders einladend war und zu befehlen, daß ihm sein ganzer Hofstaat zu folgen habe. Das gab böse Gesichter, denn die Herren waren zum größten Theil nicht darauf eingerichtet, bei solch abscheulichem Wetter eine Jagd mitzumachen. Gegen des Kaisers Befehl gab es aber keinen Widerspruch und die sammtenen Ritter und Hofjunker mußten gern oder ungern auf's Roß steigen und dem Kaiser folgen in den düstern Wald, während ein eisiger Nordwest über die Haide sauste und der Regen in Strömen herabgoß. Kaiser Karl hatte einen Schafpelz über sein Leinengewand geworfen und befand sich trotz der abscheulichen Witterung ganz behaglich unter der allerdings unscheinbaren, aber wärmenden Hülle. Wie klapperten aber den Stutzern in ihren seidenen Wämsern die Zähne vor Frost, als sie nach mehrstündigem Ritt an das Hoflager zurückkehrten und sich zur Tafel setzen mußten, ohne die durchweichten Gewänder wechseln zu dürfen. Und wie schämten sie sich, als der Kaiser, dem ihre Noth und Unbehaglichkeit nicht entging, lächelnd zu ihnen sprach: „Seht, mein einfaches Kleid hat mich geschützt und gewärmt, und kostet nicht das Zehntheil von dem, was ihr für eure

feinen Gewänder bezahlen mußtet, unter denen ihr so jämmerlich friert. Kleidet euch fortan wie es Männern ziemt und laßt Seide und eitles Putzwerk den Weibern; Kleider sollen zum Gebrauche in jeder Witterung dienen, nicht als Flitterzeug zu Prunk und Augenweide!"

Unter den vielen Tugenden und Vorzügen, die Karl den Großen schmückten, ist sein Gefühl für das Elend der Armen noch besonders hervorzuheben. Als einer der vornehmsten Priester des Reiches starb, war des Kaisers erste Frage, wie viel er von seinem hinterlassenen bedeutenden Vermögen den Armen zugedacht habe. Man nannte ihm die Summe von 2 Pfund Silber. Ein anwesender jüngerer Geistlicher rief im Unmuth aus: „das ist wahrhaftig wenig für eine so große Reise." Karl glaubte aus diesen Worten auf den Wohlthätigkeitssinn des jungen Priesters schließen zu dürfen, und verlieh ihm das erledigte Bisthum, jedoch mit der ausdrücklichen Ermahnung, stets der Armen eingedenk zu sein, und ihnen mehr zukommen zu lassen als der Verstorbene, dessen Geiz er so treffend gerügt hatte.

Bis wenige Jahre vor seinem Tode war der große Kaiser von jeder Krankheit verschont geblieben. In seinem 68. Jahre überfiel ihn ein Gichtleiden, das ihn nicht mehr verließ und zu dem sich im Anfange des Jahres 814 ein Fieber gesellte, dem er am 28. Januar dieses Jahres, 72 Jahre alt, unterlag. Sein Leichnam wurde, aufrecht sitzend, im vollen Ornat in der Marienkirche zu Aachen beigesetzt. Kaiser Otto der Dritte fand im Jahre 1000, als er die Gruft öffnen ließ, den Leichnam, der nach damaliger Sitte einbalsamirt worden war, noch völlig unversehrt in der

angegebenen Stellung. Ein Wandgemälde im germanischen Museum zu Nürnberg, von der Meisterhand Kaulbach's, stellt den Besuch Otto's in der Kaisergruft zu Aachen in unübertrefflicher Weise dar.

Ein deutscher Kaiser am Nordseestrand.

Unter den Nachfolgern des großen Karls war es der Sohn Kaiser Heinrich I., Otto, geboren 912 nach Christi Geburt, dem es allein beschieden war, den Beinamen „der Große" in der Geschichte zu erwerben und zu behaupten. Die Verdienste seines Vaters um die Einigung und Machtvergrößerung des von inneren Kämpfen zerrissenen Deutschlands waren groß und hätten auch ihn der Bezeichnung würdig gemacht, die seinem Sohne zu Theil wurde, während man ihn den Vogler oder Finkler nannte, deßhalb, weil er eben auf seinem Vogelherde mit dem Finkenfang beschäftigt war, als die Abgesandten der Reichsstände ihm die Nachricht brachten, daß er zum Oberhaupt des Reiches erwählt worden sei. Aber das Werk, das er kräftig und muthvoll begonnen, fand erst durch Otto seine völlige Ausführung und unter keinem der Herrscher Deutschlands stand das Reich so mächtig und glanzvoll, so geachtet und gefürchtet von allen andern Ländern da als unter Otto, und darum, weil er dieß nicht durch Glück und Zufall, sondern durch seine Thatkraft, Weisheit und Heldensinn bewirkte,

hat ihm die Mit- und Nachwelt den ehrenden Namen „der Große" gegeben. Schon vom Beginn seiner Regierung an hatte er mit großen Widerwärtigkeiten und mißlichen Verhältnissen zu kämpfen. Mehrfache Empörungen brachen gegen ihn aus und selbst sein leiblicher jüngerer Bruder Heinrich, der deßhalb, weil er geboren wurde, als ihr Vater bereits den Kaisermantel trug, ein größeres Recht auf den Kaiserthron zu haben glaubte als Otto, bei dessen Geburt Heinrich der Finkler nur Herzog von Sachsen war, bereitete ihm vielen Kummer. Von bösen Rathgebern aufgehetzt, ließ sich Heinrich in eine Verschwörung gegen seinen kaiserlichen Bruder ein, deren Entdeckung ihn in Gefangenschaft brachte. Es gelang ihm zwar daraus zu entfliehen, aber endlich hielt er es doch für das Beste, sich seinem Bruder zu unterwerfen und kam zu diesem Zwecke am Weihnachtsfeste 942 nach Frankfurt am Main, wo er sich zu Otto's Füßen warf und um seine Vergebung flehte. Der großmüthige Bruder verzieh ihm nicht nur, sondern verlieh ihm in der Folge das inzwischen erledigte Herzogthum Bayern, wodurch der Friede zwischen beiden Brüdern wieder hergestellt wurde.

Das wilde Volk der Ungarn fiel auf die Nachricht von Heinrich des Finklers Tode, der sie im Jahre 923 bei Merseburg auf's Haupt geschlagen hatte, abermals in Deutschland ein und richtete große Verheerungen an, aber Otto stand seinem Vater an Kriegskenntniß und Entschlossenheit nicht nach und brachte den räuberischen Horden solche Niederlagen bei, daß sie sich bald wieder über die Grenzen des deutschen Landes zurückzogen. Gleich siegreiche Kämpfe

bestand Otto auch mit seinen Feinden im Innern Deutschlands. Wie leider so oft in der Geschichte unseres Vaterlandes zeigte sich auch unter der Regierung Otto's jener Mangel an Gemeinsinn und Treue gegen den Kaiser bei den Fürsten und Edlen des Reiches, der dasselbe so häufig in die gefahrvollste Lage brachte. So versagte Eberhard, der Sohn Herzog Arnulfs von Bayern, dem Kaiser die schuldige Lehenspflicht und zwang Otto zu kriegerischen Maßregeln. Eberhard wurde besiegt und verlor sein Land, welches der Kaiser dem Bruder Arnulfs, Berthold, verlieh. Kaum waren die Wirren im Süden des Reiches beigelegt, als ein neuer Sturm im Norden ausbrach, der Otto's rasches Eingreifen erforderte. Es galt die damals noch heidnischen Dänen, die schon zu jener Zeit die erbittertsten Feinde Deutschlands waren, zu züchtigen. Harald Blauzahn hatte eben (948) den dänischen Thron bestiegen und verweigerte nicht nur die Zahlung des den Dänen von Heinrich dem Finkler auferlegten Tributes, sondern ließ sogar die von Otto zu Erhebung desselben Abgesandten grausam niedermetzeln. Da kochte der gerechte Zorn in des deutschen Kaisers Herzen auf, er eilte mit einem zahlreichen Heere herbei, überschritt die Eider und drang durch Jütland bis an den Meerbusen Limfiord vor. Hier stand er mit seinen Getreuen am klippenreichen Meeresstrande und sah die heranbrausenden Wogen sich aufthürmen und brechen mit donnergleichem Schalle an dem Felsen auf dem sein Fuß ruhte. Und plötzlich nahm er den Wurfspeer aus den Händen eines der umstehenden Krieger, hob ihn hoch mit nervigen Armen und schleuderte ihn weit

hinaus in's tobende Meer, das sich zischend über ihm schloß. Und mit weithin schallender Stimme, die die Brandung übertönte, rief der Kaiser dazu die stolzen Worte: „Du sollst meinen Fuß nicht hemmen, brausende See, wenn es gilt die Feinde des Reiches zu verfolgen und ihren frechen Uebermuth zu strafen. Deß zum Zeichen nimm diesen Speer in deinen Schooß auf, und künftigen Tagen zum Gedächtniß, daß ein deutscher König mit Heeresmacht bis hieher gedrungen und Deutschlands Herrschaft nicht vom festen Lande begrenzt ist, sondern sich ausdehnen soll weit über das Meer hinaus!" Der Jubelruf seiner Krieger folgte den Worten Otto's und das Zusammenklirren ihrer Schwerter und Schilde war der Ausdruck des kriegerischen Muthes, der sie beseelte.

Noch heute heißt die Stätte, wo sich dieß begab, „der Ottesund". Auf der Rückkehr traf das deutsche Heer mit den Dänen zusammen. Eine blutige Schlacht entwickelte sich auf der Lohhaide, im Amte Gottorf, die Dänen wurden in die Flucht geschlagen und ihr König Harald unterwarf sich nicht nur, sondern ließ sich auch taufen und verpflichtete sich, das Christenthum in seinem Lande einzuführen. Otto selbst hob den Sohn des Dänenkönigs aus der Taufe und gab ihm den Namen Suenotto. Hierauf wurden die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhus errichtet und unter das Erzbisthum Hamburg gestellt.

Zwei Jahre später unterwarf sich Otto, nach 14jährigem Kampfe, auch die Böhmen, deren König Boleslaw er besiegte, mußte aber auch das seinem Herzen so schmerzliche Ereigniß erleben, daß sein Sohn Ludolf einen Aufstand

gegen ihn anzettelte und sogar die Reichsfeinde, die Ungarn, zu seinem Beistande in's Land rief. Otto schlug den Aufstand nieder und vertrieb die Ungarn, die er in einer großen Schlacht auf dem Lechfelde auf's Haupt schlug, für immer aus Deutschland. Siegreich wie überall war er auch in Italien, wurde König der Lombarden und empfing in Rom die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes Johann XII., der übrigens in der Folge so verrätherisch und treulos gegen ihn handelte, daß er ihn absetzen und ihm in Leo VIII. einen würdigeren Nachfolger geben ließ. Nachdem er im Jahre 972 nach Deutschland zurückgekehrt war und mit Stolz auf die großen Werke sehen konnte, die er ausgeführt hatte, entschlief er am 7. Mai 973 zu Memleben. Sein Leichnam wurde im Dom zu Magdeburg beigesetzt und seine Herrschertugenden preist die Inschrift seines Grabmals, die ihn als Zierde der Kirche und höchsten Schmuck des Vaterlandes bezeichnet.

Der Geisbart und der Pfauentritt.

Die alte Reichsstadt Nürnberg war schon zur Zeit Kaiser Ludwigs von Bayern, der von 1312 bis 1347 das deutsche Reich beherrschte, eine sehr ansehnliche und durch ihren Handel und den Gewerbsfleiß ihrer Bürger hochberühmte Stadt. Kaiser Ludwig, der ein großer Freund des Volkes war und seine Rechte gegenüber dem Adel,

besonders der kleineren Ritterschaft, die mit den Städten fast immerwährend in Fehde lag, nach Kräften schützte, besuchte mehremale während seiner Regierungszeit die Stadt und verlieh ihren Bürgern, die treulich zu ihm und seinem Hause hielten, viele Gerechtsame und Privilegien. Es war daher natürlich, daß die Bürgerschaft Nürnbergs nur um so treuer an ihm hing, und daß große Trauer in der Stadt herrschte, als die Nachricht eintraf, der Kaiser sei am 11. Oktober 1347 auf einer Bärenjagd, die er in der Nähe des Klosters Fürstenfeldbruck bei München abhielt, plötzlich einem Schlaganfall erlegen.

Schon zu des Kaisers Lebzeiten hatten seine zahlreichen Feinde, an deren Spitze der Papst Clemens VI. stand, der den Bannfluch gegen Ludwig schleuderte und bei den Ständen des Reiches seine Absetzung betrieb, in dem Markgrafen von Mähren und nachmaligen König von Böhmen, Karl, einen Gegenkönig aufgestellt, der zwar so lange Ludwig lebte, zu keinem Ansehen kommen konnte, nach dessen Tode aber von der Mehrheit der deutschen Fürsten zum Kaiser gewählt wurde, als welcher er den Namen Karl IV. führte.

Es stand zu dieser Zeit schlecht um die inneren und äußeren Verhältnisse Deutschlands. Besonders war die Zwietracht im Innern die Hauptwurzel des Uebels, an dem das in so viele kleine Theile zerrissene große Reich siechte.

Wie fast in allen Städten so stand auch in Nürnberg die Bürgerschaft dem Rathe feindlich gegenüber. Die Regierung der Stadt war nemlich ganz in den Händen der vornehmen Geschlechter oder Patrizier (das heißt des Stadtadels)

und die Bürger hatten gar keinen Theil daran. Das gefiel aber den Bürgern nicht, die der Meinung waren, daß sie auch ein Recht hätten, bei der Berathung der Stadtangelegenheiten ein Wort mitzureden. Der verstorbene Kaiser hatte ihnen unter Anderem auch das Recht ertheilt, eigene Zech- oder Trinkstuben zu halten, und in diesen saßen sie viel zusammen und unterhielten sich über die Zeitläufte, besonders aber über die Verhältnisse ihrer eigenen Stadt und die Anordnungen und Befehle, welche vom Rathe ausgingen. Das war nun wieder den gestrengen Herren des Raths nichts weniger als angenehm; sie gestanden den Bürgern das Recht nicht zu, sich in Angelegenheiten zu mischen, die sie nach der Meinung des Rathes nicht verstanden.

Die Patrizier waren zum größten Theil dem Böhmenkönig zugethan, während die Mehrzahl der Bürger zu dem Sohne des vielgeliebten Kaisers Ludwig, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg hielt. In den Trinkstuben ging es daher sehr stürmisch zu, sie waren den ganzen Tag voll, während die Werkstätten meist leer standen. Die Gemüther erhitzten sich immer mehr, den Mitgliedern des Rathes wurden alle möglichen Ungerechtigkeiten und bürgerfeindliche Handlungen zur Last gelegt und die ärgsten Beschuldigungen gegen sie erhoben. Viele davon waren unbegründet, wenigstens übertrieben; besonders zeigte es sich später als unwahr, daß das Vermögen der Stadt von den Geschlechtern derselben schlecht verwaltet und nur zu ihrem Nutzen verwendet wurde.

Die Zwietracht, das Mißtrauen, der Haß waren aber einmal geweckt und die Wahl des Böhmenkönigs fachte den

glimmenden Funken zur verheerenden Flamme an, so viel Mühe sich der Rath auch gab, die Unzufriedenen zu beschwichtigen, die Beschuldigungen zu widerlegen und dem Ausbruch einer Empörung entgegenzuarbeiten.

Wo immer sich ein Haufe Unzufriedener zusammenfindet, da fehlt es auch nicht an solchen, die sich an ihre Spitze stellen. Die Nürnberger hatten deren zwei, von denen jeder das Haupt einer eigenen Verbindung war. Der eine hieß Rudel Geisbart und war ein Plattner, oder Harnischmacher, im Volksmund der Haubenschmied geheißen; seine Anhänger nannten sich nach ihm, „die Geisbärte"; der andere, Hermann Scharf, war ein reicher Mann, der wegen seines stolzen, hoffärtigen Ganges, den Beinamen „der Pfauentritt" erhielt. Beide Parteien hatten besondere Erkennungszeichen, die sie nach den Namen und Eigenthümlichkeiten ihrer Anführer gewählt hatten. Von den Anhängern des Geisbart trug jeder einen spitzigen Bart wie dieser, während die Genossen des Pfauentritt mit stolzen Geberden einherschritten, wie ihr Herr und Meister.

In den Kreuzgängen des Dominikanerklosters versammelten sich die Verschworenen und beriethen, wie und wann sie gegen den Rath feindlich auftreten sollten. Dieser aber war durch Verräther aus der Mitte der Aufwiegler, deren es, wie zu allen Zeiten auch damals gab, und unter denen sich ein Mann, den man den Ofenwisch nannte, dem Rathe besonders nützlich machte, von Allem was vorging, unterrichtet. Letzterer suchte den Ausbruch der drohenden Empörung durch alle Mittel zu verhindern; der Kaiser Karl, an den er sich wandte, konnte nichts thun, denn ihm waren die


gez. v. Perlberg. lith. v. J. Löhnes

Der Geisbart und der Pfauentritt.

Hände selbst gebunden, da fast in allen Theilen des Reiches gleich mißliche Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft herrschten. Auch der Ritter Konrad von Heideck, den der Kaiser an seiner Statt als Vermittler zwischen dem Rath und der Bürgerschaft nach Nürnberg sandte, vermochte es nicht, die gährenden Gemüther zu beschwichtigen. Die Kluft war schon zu groß, um durch friedliche Verhandlungen ausgefüllt werden zu können und der Ritter von Heideck rieth den Herren des Rathes, mit ihm die Stadt zu verlassen und bot ihnen Zuflucht und Schutz auf seinen Gütern an. Es folgten ihm aber nur wenige, die meisten zogen es vor in der Stadt zu bleiben, da sie die Dinge für nicht so gefährlich ansahen, als sie in der That waren.

Inzwischen aber waren die Aufrührer bereits über den Tag des Ausbruchs der Empörung übereingekommen und hatten dazu den Mittwoch nach Pfingsten (11. Juni 1348) gewählt. Die Glocke des Rathhauses, welche das Zeichen zur Versammlung des Rathes gab, sollte zugleich das zum Sturm auf das Rathhaus geben. Aber vergeblich warteten die Empörer auf das Läuten der Rathsglocke, ein Dominikanermönch, der, in einer Trinkstube hinter den Ofen gekauert, die Gespräche der Verschworenen belauscht hatte, gab dem Rath davon Kunde, die Sitzung fand nicht statt und die Glocke schwieg. Doch die bereits in wilden Haufen durch die Straßen tobenden Volksmassen waren nicht mehr zurückzuhalten, sie stürmten gegen das Rathhaus an, überwältigten die wenigen Soldknechte, die es besetzt hielten und zerstörten das ganze Innere desselben. Sämmtliche Pergamente

und Papiere wurden auf die Straße geworfen, dort zu einem Haufen zusammengekehrt und verbrannt. Es war dabei hauptsächlich auf die Schuldbriefe der Bürgerschaft abgesehen, die, sammt allen Urkunden des Archivs vernichtet wurden. Diese rohe Gewaltthat hatte die traurige Folge, daß fast alle Urkunden über die frühere Geschichte der Stadt verloren gingen. Die älteste, welche die Stadt noch besitzt und die der Vernichtung entgangen ist, datirt vom Jahre 1050 und enthält das Ausschreiben Kaiser Heinrich **III.** zu einem Reichstag in Nürnberg.

Die zurückgebliebenen Rathsherren hielten sich nun natürlicherweise nicht mehr sicher in der ganz in die Hände der Empörer gefallenen Stadt. Sie entflohen in allerlei Verkleidungen und auf verschiedene listige Art aus der Stadt. Einige wurden von treuen Dienern in Särgen als Todte aus der Stadt geschafft, andere vergruben sich in Heu- und Düngerwägen und gelangten so aus den Thoren. Ein Herr des Raths entkam in Frauenkleidern, ein anderer flüchtete sich in das Fleischhaus und wurde von den Metzgern auf das Kräftigste in Schutz genommen, die, wie auch die Messerschmiede, sich den empörten Zünften nicht angeschlossen hatten und treu zum Rathe hielten. Die Metzger vertheidigten das Fleischhaus mit gewaffneter Hand gegen die Aufrührer, geleiteten im Verein mit den Messerschmieden die verfolgten Rathsherren zum Thore hinaus und setzten sich dann auf dem sogenannten Köpfleinsberg fest, den sie während der ganzen Zeit des Aufruhrs besetzt hielten.

Die Aufrührer hatten ihren Zweck erreicht, der gesammte

Rath war vertrieben und nun ging man daran einen neuen aus der Bürgerschaft zu wählen. Darunter waren Hermann Aichorner als Bürgermeister, Konrad Kißling, Heinrich Ackermann, Kraft Kestel, Kaufleute; Schlauerspach, ein Lederer, Kornburger ein Beck u. a. Aber auch einige aus den Geschlechterfamilien der Stadt, wie Hans Ortlieb, Ulrich Stromer, Albrecht Ebner, Hermann Maurer wurden in den neuen Rath gewählt; sie hatten sich theils der Bewegung angeschlossen, theils traten sie in der Absicht in den Rath, dem tollen Treiben Einzelner zum Besten des Ganzen möglichst Abbruch zu thun.

Es war natürlich, daß, wie bei jedem Umsturz lang bestehender Verhältnisse, nicht nur große Unordnungen, sondern auch gewaltsame Eingriffe in die Rechte Einzelner und die gröbsten Verletzungen der Gesetze, selbst Grausamkeiten und Gewaltthaten aller Art, vorkommen mußten. Die große Menge rohen Gesindels, das aus Lust am Unfug und in der Hoffnung auf reiche Beute aus dem Vermögen der vertriebenen Rathsfamilien, sich dem Aufstande angeschlossen hatte, war schwer in Schranken zu halten, und obgleich der neue Rath mit großer Strenge gegen das Gesindel verfuhr und harte Strafen über jeden Verbrecher und Störer der Ordnung verhängte, so war doch die öffentliche Sicherheit der Stadt sehr gefährdet, und überhaupt stand es schlimm um ihre Verwaltung und ihre Verhältnisse nach Außen. Des Geldes, soviel man auch in den öffentlichen Kassen gefunden hatte, wurde immer weniger, und da der größte Theil der Bürgerschaft es als einen Hauptvortheil der neuerrungenen Freiheit betrachtete, nichts, oder

wenigstens blutwenig in den Säckel der Stadt zahlen zu dürfen, so versiegte die Quelle, aus der die öffentlichen Ausgaben bestritten werden mußten, immer mehr, und der neue Rath gerieth bald in die peinlichsten Verlegenheiten. Dazu kam, daß die Stadt keinen Tag sicher war, nicht von äußeren Feinden befehdet und überfallen zu werden. Der Ritter von Heideck hatte ihr den Krieg, oder, wie es damals hieß, die Fehde angekündigt, und die meisten Ritter der Umgegend benützten die Wirrnisse der Stadt und brandschatzten deren Angehörige, besonders die auf die Messen ziehenden Kaufleute, nach Herzenslust.

Die auf dem Schlosse des Konrad von Heideck sitzenden, verjagten Rathsherren wußten ganz gut, wie es in der Stadt aussah, denn sie standen in fortwährender Verbindung mit ihren Freunden in derselben. Ein Knecht des Ritters von Heideck, Namens Heinicke, der die Botschaften zwischen Heideck und Nürnberg hin und her trug, gerieth in die Hände der Aufständischen und verrieth aus Furcht vor den Qualen der Folter, die ihm angedroht wurde, dem Geisbart Alles. Auf den Rath einiger der neuen Väter der Stadt, die in dem Knecht ein Mittel zu finden glaubten, um dem Heidecker zu Leibe zu gehen, wurde der Knecht in Freiheit gesetzt, mußte aber zuvor einen fürchterlichen Eid schwören, daß er seinem Herrn nichts von den Plänen der Nürnberger verrathen wolle. Diese gingen aber darauf hinaus, den Ritter von Heideck auf einem Ritt, den er nach Roßstall unternehmen wollte, wie ihnen von Heinicke angezeigt worden war, zu überfallen und gefangen in die Stadt zu führen. Der Ritter rüstete sich zu dem Auszug

und brachte seinem Knechte den Scheidetrunk oder „Johannissegen", wie man es nannte, zu, mit den, absichtslos, im Scherze gesprochenen Worten: „Was meinst Du, daß wir anfangen, so die Schälke von Nürnberg über uns kämen?" Wer aber ein böses Gewissen hat, der ist mißtrauisch und legt selbst dem harmlosesten Worte eine andere Bedeutung unter. So glaubte auch Heinicke, sein Herr habe Kunde von dem Anschlag der Nürnberger erhalten, er fing an zu zittern, daß er den Wein aus dem Becher verschüttete. Das fiel dem Ritter natürlich auf und er drang mit scharfen Worten in den Knecht, der ihm bald zu Füßen fiel und Alles bekannte.

Hierauf legte der Ritter eine Schaar seiner Knechte zwischen Roßstall und Nürnberg in den Hinterhalt. Die Nürnberger zogen siegesgewiß die Straße einher, denn Heinicke hatte ihnen auf Befehl seines Herrn das verabredete Zeichen gegeben. Plötzlich aber fielen die Reisigen des Ritters über sie her und nahmen, trotz muthiger Gegenwehr, den größten Theil derselben gefangen. Der rohe Kriegsgebrauch jener Zeit ließ in der Regel wenig Umstände mit den Gefangenen machen, hier kam aber noch das besondere Verhältniß des beabsichtigten Ueberfalls von Seite der Nürnberger hinzu und Konrad von Heideck ließ sämmtliche Gefangene auf einer Anhöhe bei Roßstall an Bäumen aufknüpfen, und selbst einige Neugierige mußten den schmachvollen Tod erleiden, die unbewaffnet mitgezogen waren, um die Gefangennehmung des verhaßten Ritters gemüthlich mit anzusehen, welche Jedermann in Nürnberg für ganz unzweifelhaft hielt. Unter diesen war auch der Sohn

eines Nürnberger Gastwirths, bei dem der Ritter von Heideck öfters Herberge genommen hatte. Der junge Mensch berief sich in seiner Angst darauf und stellte sich dem Ritter als einen alten Bekannten vor. Das bekam ihm aber schlecht, oder nützte ihm wenigstens nichts. „Gerade deßhalb", herrschte ihn der Heidecker an, „weil du, bei dem ich sonst sorglos geherbergt, mit denen ausgezogen bist, die mir nach dem Leben trachten, so will ich mich versichern vor dir und du sollst am Höchsten hängen!" Und so geschah es. —

In der Stadt brachte die Nachricht von diesem schrecklichen Ereigniß die größte Bestürzung hervor. Zu der Angst vor den äußeren Feinden gesellte sich die immer mehr steigende Geldnoth und die beiden Volksaufwiegler Geisbart und Pfauentritt reizten endlich die zügellosen Massen dazu, daß sie über die damals zahlreich in Nürnberg ansässigen Juden herfielen, ihre Häuser plünderten und, der Sage nach, auch manche der Besitzer ermordeten.

Nicht viel besser erging es den Häusern und Familien der entflohenen Rathsherren, doch gab sich auch mitten unter diesen Schrecknissen der gute Sinn in einzelnen Zügen zu erkennen, welcher sich bei der Nürnberger Bevölkerung selbst in den untersten Schichten und in den verzweifeltsten Lagen stets gezeigt hat. So wurde z. B. das Haus des ebenfalls entflohenen Rathsherrn Berthold Tucher, der ein großer Bürgerfreund und deßhalb allgemein verehrt war, von den Bürgern so kräftig gegen den beutegierigen Pöbel geschützt, daß es der Besitzer bei seiner Rückkehr gänzlich

unversehrt und nicht das Geringste aus ihm entwendet fand.

Die Lage der Stadt wurde indeß immer mißlicher und endlich so drückend, daß alle Besonnenen, und diese wuchsen rasch zur überwiegenden Mehrzahl in der Stadt an, ihre Hoffnung nur in einem energischen Einschreiten des gewählten Kaisers Karl IV. fanden. Aber auch dem neuen Rath war die Aussicht auf eine friedliche Aenderung der Dinge eröffnet, bei der er im Besitz der Macht bleiben konnte. Die bayerische Partei stellte nemlich in dem Grafen Günther von Schwarzburg einen Kandidaten für die deutsche Kaiserkrone auf und setzte es durch, daß derselbe von vier Churstimmen gewählt wurde. Günther führte bald, da er, als ein allgemein beliebter Mann, nicht nur von den Städten, sondern auch von einem großen Theil der Ritterschaft unterstützt wurde, seinem Gegner Karl IV. ein starkes Heer entgegen, ehe es aber zu einer Schlacht kam, die jedenfalls günstig für den kriegserfahrenen Günther ausgefallen wäre, erkrankte derselbe plötzlich in Frankfurt und starb, wahrscheinlich an Gift, am 14. Juni 1349.

Nun endlich war Karl IV. Alleinherrscher in Deutschland und konnte es, von andern Sorgen frei, unternehmen, mit einem Heere nach Nürnberg zu ziehen und diese wichtige Stadt des Reiches seiner Oberherrschaft zu unterwerfen. Er schlug sein Heerlager bei dem, eine Stunde entfernten Mögeldorf auf, und sandte Abgeordnete in die Stadt, in welcher die größte Rathlosigkeit herrschte und dazu eine solche Geldarmuth, daß man das übliche Bewillkommnungsgeschenk an den Kaiser, dem sich die Stadt auf ziemlich milde

Bedingungen hin ergab, von einem Bürger, dem Schlosser Konrad Lodter, aufnehmen mußte.

Viele der Aufständischen, darunter auch der stolze Pfauentritt, entflohen noch vor dem Einzug des Kaisers in die geängstete Stadt. Karl setzte am 2. Oktober 1349 den alten Rath wieder in seine Rechte ein, verfuhr aber, besonders auf die Fürbitte Ludwigs von Brandenburg, des Sohnes Kaiser Ludwig des Bayern, nach der Ansicht der damaligen Zeit ziemlich milde gegen die Stadt. Doch verfielen sieben der aufrührerischen Bürger, unter denen sich auch der Geisbart befunden haben soll, dem Schwerte des Henkers und eine bei weitem größere Anzahl wurde aus der Stadt auf ewige Zeiten verbannt.

Außerdem aber wurde der Stadt auch eine große Geldbuße auferlegt, die mit so großer Strenge eingetrieben wurde, daß derjenige, welcher seinen Antheil daran nicht zu bezahlen vermochte, „Haus und Hof, Kleider und Hausrath, Werkzeug oder was ein Jeder hat", verkaufen mußte, um die Strafe damit zu erlegen.

Ulrich von Hutten.

Dieser wackere, deutsche Kämpfer mit dem Schwert und mit der Feder wurde am 22. April 1488 auf seinem väterlichen Schlosse Steckelberg am Main, zwei Meilen von Fulda, geboren. Sein Geschlecht war schon in der zweiten

Hälfte des zehnten Jahrhunderts bekannt und hat viele ausgezeichnete Männer aufzuweisen. Allein unter Kaiser Maximilian I. begleiteten dreißig Hutten die bedeutendsten Staatsämter.

Ulrich war unter vier Söhnen des Ritters Ulrich von Hutten und dessen Gemahlin Ottilia von Eberstein der älteste, und wurde von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt. In seinem eilften Jahre kam er nach Fulda in das dortige Stift. Den trefflichen Unterricht, der ihm in dieser damals hochberühmten Schule zu Theil wurde, wußte er zwar sehr gut zu benützen, aber gar bald bekundete sich seine Abneigung gegen das Klosterleben und er weigerte sich hartnäckig, den Wünschen seiner Eltern, sowie des Abts von Fulda zu entsprechen, und das Ordensgelübde abzulegen, wobei er eine kräftige Stütze an einem seiner Verwandten, dem Ritter Eitelwolf von Stein, fand. Um dem fortwährenden Drängen, namentlich des Abts von Fulda zu entgehen, verließ Ulrich im Jahre 1504 heimlich das Kloster und ging zuerst auf die hohe Schule in Erfurt und dann mit seinem Freunde, dem nachmals so berühmt gewordenen Crotus Robianus nach Köln. Der Vater war dieses Schrittes wegen um so erbitterter gegen den Sohn, als er die Meinung hegte, daß dieser vor seiner Flucht bereits das Ordensgelübde abgelegt und demnach ein Abtrünniger und Meineidiger geworden sei. Er entzog ihm alle Unterstützung, so daß sich Ulrich während seines Aufenthaltes zu Köln, und später an der neuerrichteten Universität zu Frankfurt a. d. Oder, oft dem bittersten Mangel preisgegeben sah. Endlich wurde ihm von Seite des Erzbischofs

Albert von Mainz und einiger Verwandten Unterstützung, so daß er ziemlich sorgenfrei einige Jahre dem Studium der Klassiker leben konnte, dem er sich mit dem regsten Eifer hingab. Er wurde in Frankfurt Magister und trat hier zum erstenmal in einer trefflichen lateinischen Ode auf die Mark Brandenburg mit vielem Beifall als Dichter auf. Nach drei in Frankfurt verlebten, schönen Jahren aber trieb ihn sein feuriger Geist aus dem friedlichen stillen Hörsaale in das wilde Treiben der Welt.

In der letzten Hälfte des Jahres 1509 bereiste Hutten, größtentheils zu Fuß, einen Theil des nördlichen Deutschlands, und zwar unter sehr kläglichen Umständen, denn er litt Mangel an Kleidung und Geld, mußte sogar betteln und unter freiem Himmel übernachten, und kam in der elendesten Lage nach Greifswalde.

Hier nahm sich der Professor Hennig Loetz daselbst freundschaftlich seiner an, behandelte ihn aber nach kurzer Zeit mit kränkendem Uebermuthe, und hinderte den ehrliebenden Jüngling, der ihm einiges Geld schuldete, seinen Wanderstab weiter zu setzen. Endlich ließ er Hutten ziehen; kaum aber hatte dieser die Stadt im Rücken, als Loetz seine Nachgiebigkeit bereute und dem harmlos Dahinziehenden durch bewaffnete Diener nachsetzen ließ, die ihm Alles was er bei sich trug, sogar ein Heft seiner Gedichte, raubten, und, trotz seines Flehens die Kleider vom Leibe rissen, so daß der unglückliche Jüngling fast nackend, mit Wunden bedeckt, von der Kälte und vom Fieber gemartert, nach Rostock kam. Hier fand er Erbarmen und Hilfe, und erholte sich in Kurzem wieder. Er schrieb in Rostock seine

„Klagen“ gegen den unmenschlichen Loetz und mehrere andere Gedichte, und erwarb sich seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben.

Die „Klagen“ gaben seinen Freunden, von denen er schon aufgegeben worden war, wieder Nachricht von seinem Leben und man bemühte sich, ihm sein hartes Loos durch Unterstützungen zu erleichtern.

Im Jahre 1511 kam er nach Wittenberg, wo er sein zweites größeres Werk, über die Verskunst, schrieb und herausgab, welches seinen Ruhm als Schriftsteller rasch verbreitete und das ihm auch die Mittel zu einer Reise durch Böhmen und Mähren nach Wien verschaffte.

Währenddem schien sein Vater nicht abgeneigt, sich wieder mit ihm auszusöhnen, unter der Bedingung jedoch, daß sich Ulrich wenigstens dem Studium der Rechtswissenschaft mit Eifer hingeben solle. Dieser, des Umherirrens müde, ging, um des Vaters Verzeihung zu erhalten, im April 1512 auf die Universität zu Pavia, und lebte daselbst ausschließlich dem Studium der Rechte.

Aber sein trübes Schicksal hatte nicht aufgehört ihn zu verfolgen. Pavia wurde von den Schweizern belagert und Hutten dadurch in seinen eifrigen Bestrebungen gestört. Er gerieth in Gefangenschaft, wurde geplündert und mißhandelt, und rettete sich nur mit genauer Noth nach Bologna, wo er seine Studien fortsetzte, bald aber durch Krankheit und Noth abermals daran gehindert wurde. Nach seiner Genesung zwang ihn der Mangel an jeglicher Unterstützung, im Heere des Kaisers Maximilian Dienste als gemeiner Landsknecht zu nehmen. Er machte die

Belagerung von Pavia mit, mußte aber bald darauf, eines Uebels am Fuße wegen, auch den Kriegsdienst wieder verlassen.

Während er, nach Deutschland zurückgekehrt, im Bade zu Ems Heilung suchte, kam ihm eine Kunde zu Ohren, die ihn auf's Tiefste erschütterte. Herzog Ulrich von Würtemberg hatte nämlich einen seiner nächsten Verwandten, der als Stallmeister im herzoglichen Dienste stand, Johannes von Hutten, eines unbegründeten Verdachts wegen und aus niedriger Leidenschaft ermorden lassen. Hutten zog gegen den fürstlichen Mörder mit der ganzen Kraft seiner Feder zu Felde und schadete ihm mehr als zwanzig befehdende Ritter.

Kaum war dieser Seelenschmerz verwunden, als ein neuer das Herz des armen Dichters ergriff. Sein Freund und Beschützer, Eitelwolf von Stein, starb. Nun verließ Ulrich 1516 zum Zweitenmal das Vaterland und suchte in Italien Linderung seines Grams.

In Rom bestand er ein Abenteuer, das seine ritterliche Tapferkeit in das hellste Licht stellte. Er befand sich in einer Osteria (Wirthshaus) in Gesellschaft von fünf Franzosen, die, vom Weine erhitzt, unehrerbietig und verächtlich von Kaiser Maximilian sprachen, und, als er ihnen dieß mit derben Worten verwies, mit den Schwertern auf ihn eindrangen. Hutten tödtete einen von ihnen und jagte die übrigen in die Flucht, doch schien es ihm nicht mehr rathsam länger in Rom zu verweilen und er gieng abermals nach Bologna, dort seine Studien fortzusetzen. Aber auch von hier zwangen ihn die Umstände bald wieder wegzugehen. Es bestand ein heftiger Streit zwischen den in Bologna

studirenden Deutschen und Italienern, der zur gerichtlichen Klage kam. Hutten wurde von seinen Landsleuten zu ihrem Vertreter vor dem Podesta (Bürgermeister) gewählt, führte aber die Vertheidigung derselben mit etwas zu großer Heftigkeit, so daß sich der Podesta in seiner Würde beleidigt glaubte, und Hutten, um der Verhaftung zu entgehen, nach Ferrara entfliehen mußte.

Nach kurzem Aufenthalt daselbst und in Venedig, ging er wieder in's Vaterland zurück, und hier wurde ihm endlich eine Anerkennung zu Theil, die ihn alles bisherige Leid vergessen ließ. Er empfieng nämlich am 15. Juli 1517 zu Augsburg aus Kaiser Maximilians Händen, dem er durch einen edlen Freund, den Patrizier Konrad Peutinger, empfohlen worden war, den Lorbeerkranz der Dichtkunst, gewunden von der Hand der schönen und geistreichen Constantia, Peutingers Tochter. Unmittelbar darauf ging er nach Bamberg und von da auf seine väterliche Burg Steckelberg, von wo aus er eine Reihe kühner Streitschriften gegen das Papstthum in die Welt schleuderte, die indeß mit so leidenschaftlicher Gluth geschrieben waren, daß selbst der muthige, unerschrockene Luther für das Gelingen der guten Sache auf solchem Wege fürchtete. Von dieser Zeit hat Hutten den Wahlspruch geführt: „Jacta alea est!“ („Ich hab's gewagt!“)

Von einer Reise nach Frankreich zurückgekehrt, die er im Jahre 1518 machte, trat er in den Hofdienst des Erzbischofs Albert von Mainz, welcher ein Freund und Beschützer der Wissenschaften war. Er begleitete denselben zum Reichstage nach Augsburg, wo er ein weiteres Feld für seine

Thätigkeit und viele neue Freunde und Anhänger fand. Hier schrieb er unter Anderem eine feuervolle Rede an die deutschen Fürsten, in welcher er sie zum festen Zusammenhalten und zum Kampfe gegen die Erbfeinde der Christenheit, die Türken, aufmunterte. Bald darauf, als er nach Mainz zurückgekommen war, nahm er an dem Kriege des schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Württemberg Theil. Um diese Zeit lernte er auch Franz von Sickingen, den ritterlichen Verfechter der neuen Lehre, kennen, und schloß bald einen innigen Freundschaftsbund mit demselben. Nach der Einnahme von Stuttgart und Tübingen, wodurch der Krieg seinem Ende nahegebracht wurde, durchpilgerte Hutten das schöne Württemberger Land und unterhielt in dieser Zeit seinen sehr lebhaften, selbst während des Krieges nicht unterbrochenen Briefwechsel mit W. Pirkheimer, Erasmus von Rotterdam, Reuchlin, Peutinger, Eoban Heße u. A. auf's Eifrigste. Hierauf hielt er sich wieder einige Zeit in Mainz, dann auf seinem Schlosse Steckelberg auf, fortwährend mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt.

Durch seine unverkennbare Theilnahme am Werke der Reformation verlor er endlich die Gunst seines Beschützers, des Erzbischofs Albrecht von Mainz, und sah sich gezwungen im Juni 1520 eine Zuflucht am kaiserlichen Hoflager zu Brüssel zu suchen. Allein Kaiser Karl V. und der Erzherzog Ferdinand gewährten dem Verfasser der Streitschriften gegen den Papst nicht einmal Gehör und Hutten mußte um so schleuniger Brüssel verlassen, als ihm seine Freunde eröffneten, daß von Rom aus gedungene Meuchelmörder ihm nachstrebten.

Nach Deutschland zurückgekehrt, fand er nirgends eine sichere Stätte, bis ihm endlich der edelmüthige Sickingen auf seiner Burg Landstuhl und später auf dem Schlosse Ebernburg, eine Zufluchtsstätte gewährte. Er verweilte hier anderthalb Jahre, errichtete auf der Burg eine eigene Druckerei und verfaßte die berühmten Sendschreiben an den Kaiser, Albert von Mainz, Friedrich von Sachsen, an die deutschen Stände u. s. w.

Luthers fromme Festigkeit auf dem Reichstage zu Worms, der während dieser Zeit gehalten wurde, erfüllte den von Krankheit und Sorgen niedergedrückten Hutten mit hoher Freude und neuem Lebensmuthe, wie seine Schriften aus dieser Zeit darthun. Bald darauf wurde ihm von Kaiser Karl V., wahrscheinlich um ihn zum Schweigen zu bringen, eine Hofstelle mit 200 Goldgulden jährlichen Gehalts angeboten. Er nahm die Stelle an, blieb aber nicht lange in des Kaisers Dienst und machte blos den verunglückten Feldzug nach Lothringen mit. Um diese Zeit starb sein Vater und da er nun das Oberhaupt der Familie wurde, so würden sich seine Verhältnisse wohl gebessert haben, aber er entsagte, in Betracht seiner feindlichen Stellung zu den Machthabern in Deutschland, allen seinen Rechten als ältester Sohn und befreite dadurch den sterbenden Vater von einer schweren Sorge.

Nach Beendigung des lothringischen Feldzugs kehrte Hutten mit Sickingen auf dessen Güter zurück. Seine schriftstellerische Thätigkeit wurde aber hier bald wieder durch die Theilnahme an den Kriegsrüstungen seines Freundes Sickingen gegen den Erzbischof Richard von Trier, gehemmt.

Die Fehde begann mit der Belagerung von Trier durch Sickingen, die aber bald wieder aufgegeben werden mußte, da der Churfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen zum Ersatz der Stadt herbeieilten und Sickingen so in die Enge trieben, daß er sich auf sein Schloß Landstuhl zurückziehen mußte. Dieses wurde von den Feinden belagert und erstürmt und die Fehde endete mit dem Tode Sickingens, der am 7. Mai 1522, einen Tag nach der Einnahme seines Schlosses, als Gefangener an seinen Wunden starb. Zuvor noch hatte er Alle, die er bisher geschützt und gepflegt, im Vorgefühl eines schlimmen Ausgangs seiner Sache, entlassen. Darunter war auch Hutten, für dessen Schicksal Sickingen am meisten besorgt war, und der nun abermals den Wanderstab ergreifen mußte. Er ging im Nov. 1522 in die Schweiz und ließ sich zu Basel, unter dem Schutz des Magistrats, nieder.

Den Abend seines Lebens verkümmerte dem Armen, Ruhelosen die Treulosigkeit seines ehemaligen Freundes, des hochgelehrten und berühmten Erasmus von Rotterdam, auf dessen Unterstützung er sehr gerechnet hatte und der ihn nun aus Furcht verleugnete und verließ. Erasmus liebte die Ruhe eines gemächlichen friedlichen Lebens im Genuße der Pensionen, die er von vielen großen Herren bezog, glaubte durch den Umgang mit Hutten darin gestört, oder wohl gar um seine Pensionen gebracht zu werden, und zog sich in einer sehr kränkenden Weise von dem hilflosen Freunde zurück.

Der Magistrat von Basel, von der dortigen Geistlichkeit veranlaßt, versagte schon im Januar 1523 Hutten allen

ferneren Schutz und zwang ihn, die Stadt zu verlassen. Er wanderte nach Mühlhausen. Hier kam ihm ein gedruckter Brief des Erasmus von Rotterdam zu Gesichte, der sich darin gegen den Kanonikus Marcus Laurin in Brügge in sehr entstellender, selbst lügenhafter Weise über Huttens Aufenthalt in Basel aussprach. Diese Schändlichkeit reizte Hutten so sehr, daß er eine Schrift gegen Erasmus verfaßte (die Expostulation), in welcher derselbe Dinge zu hören bekam, die er wohl nicht einmal unter vier Augen gerne gehört haben würde.

Erasmus antwortete mit einer Gegenschrift: „der Schwamm," mit der er versuchte die Schwärze abzuwaschen, in der ihn Hutten vor aller Welt an den Pranger gestellt hatte. Nebenbei rächte er sich noch besonders dadurch an Hutten, daß er den Magistrat von Zürich, wohin sich dieser inzwischen gewandt hatte, in einem sehr scheinheiligen Schreiben gegen den verfolgten Dichter aufzureizen suchte. Aber der Schutz des schweizerischen Reformators Zwingli bewahrte den Armen vor den schlimmen Folgen dieses Briefes. Mit einem Empfehlungsschreiben Zwingli's versehen, ging Hutten nach Ufnau, einer Insel im Züricher See, zu dem dortigen Pfarrer Schnegg, bei dem er freundliche Aufnahme und die ersehnte Ruhe fand.

Aber er genoß diese Wohlthat nicht lange. Körperliche Leiden und tiefer Seelengram hatten die Lebenskraft des Dulders verzehrt. Er starb in den letzten Tagen des Augusts 1523, im 36. Jahre seines Lebens.

Hutten war nicht nur ein treuer, unerschütterlicher Mitkämpfer der Reformation, sondern hatte auch schon vor

Luther in seinen Schriften dem deutschen Volke die Nothwendigkeit einer Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse vor Augen gestellt. Anfänglich schrieb er in lateinischer Sprache, in der er Meister war, später aber deutsch, um von Jedem im Volke verstanden zu werden.

In dem Verse:

„Ich weiß, ich werd' noch Land's verjagt,
Um daß ich solch's nit schweigen kann
Und nahm der Sach' allein mich an.
Doch ist es wahr und oft nicht recht,
Daß man woll machen krumm zu schlecht."

hat er den Vorsatz ausgesprochen, mit felsenfestem Willen Das auszuführen, was er für seine Lebensaufgabe hielt und sollte sich ihm die ganze Welt entgegenstellen. Er war ein Mann wie ihn sein Jahrhundert bedurfte, voll Liebe für Vaterland und Freiheit, voll tiefem Haß gegen die Feinde des Lichts. —

Hans Kohlhase.

Zu Cöln an der Spree, das heut zu Tage den ältesten Theil der preußischen Hauptstadt Berlin bildet, lebte im Jahre 1532 ein ziemlich wohlhabender Kaufmann Hans Kohlhase, der mit Honig, Speck und Häringen handelte, und als ein wackerer Bürger bekannt war.

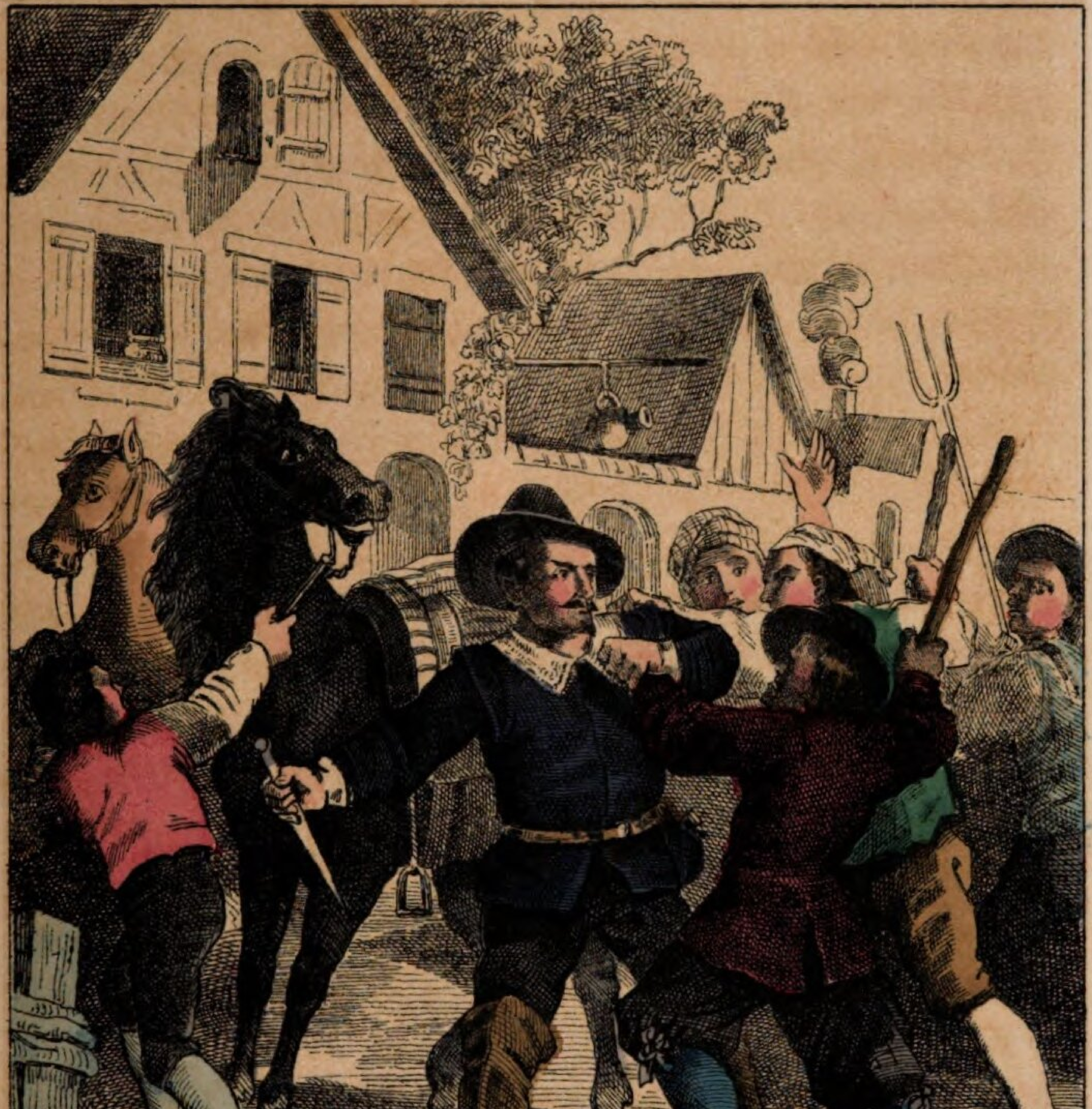
Er erfreute sich selbst der Gunst des Kurfürsten von Brandenburg, seines Landesherrn, und war als ein redlicher und kluger Mann allgemein beliebt.

Mehrmals im Jahre bezog er die großen Messen zu Leipzig und Frankfurt a. M. und machte immer die besten Geschäfte. Auf einer dieser Reisen, es war am 1. Oktober des Jahres 1532, kam er gegen Eintritt des Abends vor das Wirthshaus oder den Krug, wie man im nördlichen Deutschland die Wirthshäuser der Dörfer nennt, in Wellaune, einem Ort an der Straße von Wittenberg nach Leipzig. Er ritt auf einem Rappen und führte ein anderes Pferd, einen schönen Rothschimmel, den er unterwegs gekauft hatte, am Halfter mit sich. Das Wirthshaus war voll von zechenden Bauern, die vor die Thüre traten und den Fremdling neugierig betrachteten, der sich einen Krug Bier auf's Pferd reichen ließ und gegen den Wirth äußerte, daß er große Eile habe und noch weiter müsse. Das kam dem Wirth und den Bauern bedenklich vor, denn es war zu gewagt in jener unruhigen Zeit, wo es an Räubern und Gesindel aller Art, entlassenen Kriegsknechten und Zigeunerbanden nicht mangelte, bei Nachtzeit seine Straße zu ziehen. Dazu kam ihnen der Fremde, dessen Kleidung von der Reise und dem Wetter etwas mitgenommen war, nicht ganz geheuer vor; damals wo es noch keine so guten Heerstraßen, geschweige Eisenbahnen und Dampfwägen gab, war nämlich eine Reise von Berlin nach Leipzig eine schwierigere Sache als jetzt und nicht in einem halben Tage zu machen. Ueberdieß sah der Rothschimmel, ein edles Thier, das ein ganz neues Zaumzeug und eine schöne Decke hatte, gar stattlich aus und wollte nicht recht zu dem plumpen Rappen des Reiters passen. Die Bauern faßten den Verdacht, der Fremde sei ein Schnapphahn, der das schöne Pferd

geraubt oder gestohlen, auch wohl gar den Eigenthümer ermordet habe. Sie umringten ihn und frugen barsch: „Woher des Weges und wo hinaus?“ Kohlhase, im Bewußtsein seines guten Rechts, antwortete trotzig: „Was gehts Euch an? Ist die Straße hier nicht für Jedermann?“ Die Bauern aber erwiderten: es sei ihres gnädigen Herrn Günther's von Zaschwitz, das war der Gutsherr von Wellaune, Befehl, Jeden anzuhalten und um Namen und Stand zu fragen, der ihnen verdächtig sei. „Sagt uns Euren Namen und woher Ihr diese Pferde habt, und Ihr bleibt immer wer Ihr seid.“ Aber Kohlhase, den sein gutes Gewissen trotzig machte, glaubte den Bauern nicht Auskunft geben zu müssen, und als ihn diese endlich geradezu des Diebstahls der Pferde bezichtigten, kam es zum Streite. Er sprang vom Pferde, schlug dem Bauern, der ihn einen Dieb genannt, in's Gesicht, und zückte gegen die andern, die auf ihn eindrangen, sein Messer. Aber der Bauern waren zu viele, und da er fürchten mußte von ihnen in's Gefängniß geschleppt zu werden, so ergriff er mit Zurücklassung seiner beiden Pferde die Flucht.

Die Bauern glaubten nun erst recht einem Dieb seinen Raub abgejagt zu haben und brachten die Pferde siegesfroh in den Stall des Dorfrichters.

Hans Kohlhase, der, wie meine jungen Leser wohl einsehen werden, einen großen Fehler gemacht hatte, daß er nicht seinen Namen und Stand gesagt und sich von dem ungerechten Verdacht gereinigt hatte, zog voll Mißmuth zu Fuße seine Straße weiter nach Leipzig zur Michaelismesse, wohin ihm seine Waaren bereits vorangegangen waren.



gez. v. Perlberg. lith. v. J. Löhnes.

Hans Kohlhaase.

Aber wie ein Unglück, dem Sprichworte nach, selten allein kommt, so traf es sich, daß Kohlhase dießmal keine guten Geschäfte in Leipzig machte, was er hauptsächlich dem Umstande zuschrieb, daß er in Folge des Aufenthalts in Wellaune und des Verlustes seiner Pferde zu spät auf die Messe kam, wo ihm andere Verkäufer seiner Artikel zuvorgekommen waren.

Er mußte seine Waare mit Verlust losschlagen und reiste bald wieder von Leipzig ab, um auf dem Rückwege in Wellaune seinen Handel mit den Bauern auszumachen und wieder in den Besitz seiner Pferde zu kommen. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit den nöthigen Zeugnissen und Ausweisen über seine Reisen in Leipzig versehen, in denen er als ein „frommer und ehrlicher Kaufmann von gutem Wandel und Gerücht" bezeichnet war, und außerdem hatte er auch ein Schreiben an den sächsischen Landvoigt bei sich, welches die Bitte enthielt, dem unschuldig gekränkten Kohlhase zu seinem Rechte zu verhelfen.

Der Junker Günther von Zaschwitz, zu dessen Gerichtsbarkeit das Dorf Wellaune gehörte, verwies Kohlhase an den Amtsrichter, der zwar die Herausgabe der Pferde befahl, aber den Eigenthümer zur Bezahlung des Futtergeldes verurtheilte. Dieß erschien Kohlhase im hohen Grade ungerecht, was es auch war, und er zog in höchstem Mißmuth wieder in seine Heimath zurück, um von dort aus sein Recht weiter zu verfolgen. Die Pferde ließ er in Wellaune zurück.

Erst als er nach Hause kam fand er wie große Verluste er durch seine schlechten Geschäfte, welche er dießmal in Leipzig gemacht hatte, erlitten. Er konnte seinen Ver-

bindlichkeiten nicht nachkommen, weil er von seinen Schuldnern nicht oder nur theilweise bezahlt worden war, und mußte seinen Gläubigern Haus und Hof pfandweise überlassen.

Da war es denn nun sehr natürlich, daß er einen großen Haß auf den Junker von Zaschwitz warf, den er als die Ursache seines Unglücks betrachtete.

Er trat mit einer Entschädigungsklage gegen ihn auf und wendete sich mit einer Bittschrift an seinen Landesherrn, den Kurfürsten von Brandenburg, um dessen Vermittlung zu erlangen. Wirklich nahm sich auch der Kurfürst seiner an und es wurde ein Gerichtstag ausgeschrieben, auf welchem Kohlhase eine Zurücknahme der Beschuldigung, daß er ein Pferdedieb sei, dann Erstattung des doppelten Werthes der Pferde und 150 fl. Schadenersatz für seine Verluste auf der Leipziger Messe forderte. Herr von Zaschwitz dagegen verlangte das halbjährliche Futtergeld im Betrage von 12 fl., was Kohlhase als eine ungerechte Forderung entschieden zurückwies.

Indessen wurden die armen Pferde von dem Richter zu Wellaune beim Feldbaue verwendet, sie mußten schweren Dienst thun und sahen so verhungert und abgemagert aus, daß Kohlhase, von Wehmuth und Zorn zugleich ergriffen, aus Erbarmen für die armen Thiere dieselben zurücknahm und sich zur Erlegung des Futtergeldes verpflichtete, jedoch auch auf seiner Entschädigungsklage gegen den Junker von Zaschwitz bestand.

Dieser wollte sich aber zu nichts verstehen und der Prozeß wurde 2 Jahre lang ohne jede Entscheidung geführt. Der Rothschimmel war, gleich nachdem ihn Kohlhase wieder zurückgenommen, aus Elend verendet und sein Herr verzweifelte

auf einem anderen Wege sein Recht zu erlangen, als auf dem der Gewalt. Es war aber nichts Seltenes in jener Zeit, daß der letztere Weg, sein wirkliches oder vermeintliches Recht mit bewaffneter Hand sich zu verschaffen, wie es besonders die Herren vom Adel durch blutige Kämpfe oder Fehden, wie man sie nannte, unter sich, oder gegen Städte und Ortschaften thaten, auch von Bürgern oder Anderen, die von den Gerichten keine Hilfe erlangen konnten, eingeschlagen wurde. Kohlhase, der mit der Feder gut umzugehen wußte und überhaupt ein unterrichteter Mann war, der selbst Latein verstand, setzte einen Brief auf, in welchem er die ganze Geschichte seines Prozesses mit dem Junker von Zaschwitz erzählte, das ihm widerfahrene Unglück schilderte und dem ganzen Sachsenlande absagte, das heißt ihm den Krieg ankündigte.

Am Schlusse seines Fehdebriefes sagte er: „Weil ich nun nichts mehr als meinen Leib und mein Leben daranzusetzen habe, so will ich meine Ehre vertheidigen wie es einem Ehrliebenden zusteht und will sein Gottes und aller Welt Freund, allein Günther von Zaschwitz und dem ganzen Land zu Sachsen abgesagter Feind, wo ich sie bekomme an Händen und Füßen lähmen, auch rauben und brennen, sie hinwegführen und brandschatzen, bis mir Günther von Zaschwitz Abtrag thut und meinen Schaden zur Billigkeit erstattet."

Ueber diesen Fehdebrief, der mit reißender Schnelligkeit im ganzen Sachsenlande Verbreitung fand, gerieth Alles in die größte Bestürzung, denn man wußte was so ein Absageschreiben zu bedeuten hatte und versah sich zu dem entschlossenen, von seinen Feinden zum Aeußersten getriebenen

4*

Kohlhase, daß er seine Drohungen nur zu rasch ausführen werde. Als bald darauf eine Feuersbrunst in der Stadt Wittenberg ausbrach und am andern Tage sich wiederholte, schrieb man sie einer Brandlegung des gefürchteten Kohlhase zu und das ganze Land zitterte vor dem entsetzlichen Rächer. Man rüstete sich in den Städten und auf dem Lande, von den Wartthürmen herab schauten die Wächter angstvoll in die Gegend hinaus und bei jeder in der Ferne aufsteigenden Staubwolke glaubte man den Feind heranziehen zu sehen. Das geängstete Sachsenland wandte sich um Hilfe an den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, der aber wenig Lust bezeugte gegen Kohlhase etwas zu thun, denn kurz zuvor hatte ein sächsischer Raubritter, Nickel von Minkewiz, mehrere brandenburgische Ortschaften überfallen und geplündert und des Kurfürsten Land durch längere Zeit in Furcht und Schrecken gesetzt, ohne daß von Seite Sachsens Abhilfe zu erlangen war. So ging es damals in unserem lieben Deutschland zu, jeder glaubte das Recht der Selbsthilfe zu haben und konnte es auch ausüben, weil die Landesherren genug zu thun hatten und wenig geneigt waren einander beizustehen, zumal wenn solche Verhältnisse obwalteten wie hier, wo es nach dem alten Sprichwort hieß: Wie du mir, so ich dir.

Der Hans Kohlhase hatte aber seine Drohungen bisher noch nicht in Ausführung gebracht, er stellte entschieden in Abrede, daß er den Brand in Wittenberg veranlaßt und zeigte sich auch bereit auf einen Vergleich mit dem Junker von Zaschwitz einzugehen, der am 6. Dezember 1534 in dem Städtchen Jüterbock geschlossen werden sollte. Kohlhase, dem der Kurfürst von Sachsen sicheres Geleit bewilligt hatte,

das heißt, daß ihm Niemand an Freiheit und Leben schaden dürfe, kam selbst zu der Verhandlung und beschwor feierlich, daß er an dem Brande in Wittenberg ganz unschuldig sei. Er forderte aber jetzt von dem Herrn von Zaschwitz die in jener Zeit sehr bedeutende Summe von 1200 Gulden als Entschädigung, ließ aber mit sich handeln und erklärte sich mit 600 Gulden und einer Ehrenerklärung von Seite der Bauern von Wellaune zufrieden, wogegen er versprach, die Fehde einzustellen und Ruhe und Frieden zu halten.

Inzwischen war Günther von Zaschwitz gestorben und seine Wittwe verweigerte die Bezahlung der Entschädigungs-Summe, sie wollte sich nur zu 200 Gulden verstehen und der Kurfürst von Sachsen erklärte den ganzen Vertrag für ungiltig, den seine Räthe und Richter ohne seine Genehmigung abgeschlossen hätten.

So wurde denn der arme Hans Kohlhase abermals um jede Hoffnung gebracht, sein Recht auf friedlichem Wege zu erlangen, doch verfuhr er, trotz seines Absagebriefes, nicht feindlich gegen das auf's Neue zitternde Sachsenland, sondern verhielt sich, obgleich grollend und zornentbrannt, doch im Ganzen ruhig. Im Lande aber liefen furchtbare Gerüchte von Mordbrennereien und blutigen Freventhaten umher, die alle Kohlhase begangen haben sollte, unter dessen Deckmantel mancher Raubanfall und manche Brandlegung stattfand, während er ruhig seinen Geschäften nachging.

Diese Umwandlung in Hans Kohlhasens Gemüth hatte aber der mächtigste und bedeutendste Mann im Kurfürstenthum, der Reformator Dr. Martin Luther bewirkt, an den sich der so tief an seinem Recht gekränkte Mann

um Rath und Hilfe gewandt hatte. Er war es der ihn aufrecht hielt und mit der Kraft seines Wortes vor jeder Gewaltthat zurückhielt. „Nehmt Friede an“ schrieb er ihm, „wo er Euch werden kann, leidet lieber an Gut und Ehre Schaden denn daß Ihr Euch weiter sollt begeben in solch' Fürnehmen. Die so Euch dienen werden zur Fehde die sind doch nicht fromm, meinens mit keinen Treuen und suchen ihren Nutz. Zuletzt werden sie euch selbst verrathen, so habt Ihr denn wohl gefischt. Malet Ihr ja nicht den Teufel über die Thüre, bittet ihn nicht zu Gevattern; er kommt dennoch wohl, denn solche Gesellen sind des Teufels Gesinde, nehmen auch gemeiniglich ihr Ende nach ihren Werken. Euch ist zu bedenken, wie schwerlich Euer Gewissen ertragen will, so Ihr wissentlich sollet so viele Leute verderben da Ihr kein Recht habet. Setzet Euch zufrieden, Gott zu Ehren, und lasset Euch Euren Schaden von Gott zugefügt sein und verbeißets um seinetwillen, so werdet Ihr sehen er wird Euch wiederum segnen und Eure Arbeit reichlich belohnen, daß Euch lieb sei Eure Geduld so Ihr getragen habt.“

Luthers Mahnung hatte einen solchen Eindruck auf Kohlhase gemacht, daß er ein und ein halbes Jahr nach dem Vergleich in Jüterbock Frieden hielt und seine angesagte Fehde nicht ausführte. Wohl hatte er einmal einige Wittenberger Bürger mit denen er in der Nähe von Jüterbock in einem Wirthshause zusammentraf mit Drohungen und Schreckschüssen geängstigt, die Sache verlief aber am Ende in einen Spaß, er zechte und spielte mit den Geängstigten und entließ sie dann mit einem Gruß an den

Bürgermeister von Wittenberg, den er auf eine Spielkarte schrieb und der allerdings nicht sehr freundlich war. Wirkliche Angriffe auf Personen, Häuser oder Ortschaften, beging er in jener Zeit noch nicht, so viel man sich auch in ganz Sachsen von seinen Gräuelthaten erzählte.

Da aber war es seine eigene Verwandtschaft, die ihn verführte den Pfad des Rechtes zu verlassen, den er bisher noch immer so ziemlich eingehalten hatte, ja selbst sein Vater hetzte ihn mit spottenden Worten zum Beginn seiner angesagten Fehde auf. Die völlige Vergessenheit in die seine Klage gekommen war reizte ihn, der noch immer auf eine glänzende Genugthuung für die erlittene Schmach hoffte, ebenfalls auf's Neue zu Zorn und Wuth und so überfiel er am 26. Mai 1535, fast drei Jahre nach dem Verlust seiner Pferde, eine Mühle in dem Dorfe Gommig, verwundete und plünderte den Müller und brannte die Mühle ab. Diesen ersten Streich hatte er mit 8 Mann ausgeführt, mit denen er nach vollbrachter That in die Gegend von Freienwalde eilte, wo er die Beute redlich mit ihnen theilte.

War schon zuvor der Schrecken in ganz Sachsen groß gewesen, so wuchs er jetzt, wo an der wirklichen Ausführung seiner Drohungen kein Zweifel mehr sein konnte, zur grenzenlosesten Furcht an.

Abermals suchte man bei dem Kurfürsten von Brandenburg um Abhilfe nach, aber dieser erklärte geradezu Kohlhase habe die That eben so wenig begangen als die früheren, die man ihm zuschrieb, und bat, man möge ihn ferner mit dergleichen Ansuchen verschonen. Nun versuchte man einen zweiten Vergleich zu Stande zu bringen und

Kohlhase versprach persönlich sich dazu zu stellen, aber die Gerichte setzten keinen Rechtstag an und die ganze Sache wurde von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr verschleppt, während Kohlhase sich indeß wieder ruhig verhielt und nur von Zeit zu Zeit heftige Drohungen in das Land schleuderte, um die Gerichte aus ihrer Thatlosigkeit aufzurütteln.

So zog sich die ganze Sache bis Mitte des Jahres 1538 hin, als endlich dem Kohlhase die allerdings lange genug gehäufte Geduld riß und er fest beschloß dem ihm unerträglichen Zustand mit Gewalt ein Ende zu machen.

In der Nähe des Dorfes Markow legte er sich mit drei Knechten in den Hinterhalt und lauerte dem auf die Frankfurter Messe ziehenden Kaufmann Georg Reiche auf, der mit seiner Frau sorglos von Wittenberg daherfuhr. Als der Wagen, auf dem die Reisenden saßen, herankam, sprengte er mit seinen Begleitern darauf zu, riß den erschrockenen Reiche heraus und gab der Frau desselben seinen Fehdebrief mit der Weisung, ihn dem Bürgermeister von Wittenberg zu überreichen. Dann zog er mit seinem Gefangenen davon und schleppte ihn bis in die böhmischen Wälder mit sich, wo er sich längere Zeit herumtrieb. Als er jedoch wieder mit ihm nach Sachsen zurückkehrte wurde er von dem Ritter von Birkholz überfallen, der den gefangenen Reiche befreite und dem Kohlhase einen Knecht gefangen nahm, welcher am 20. September 1538 enthauptet wurde.

Dieß verwandelte die Wuth des Kohlhase in völlige Raserei. Mit einer Bande von 38 Mann überfiel er am 7. November desselben Jahres das Dorf Marzahna, plünderte es völlig aus und steckte es an einer Ecke in Brand.

Einen der Einwohner durchstach er selbst mit einem Spieß und den Pfarrer schleppte er als Gefangenen mit sich fort. Dann brach er hinter sich die Brücken ab und zündete auch das nahegelegene Dorf Schmögeldorf an, so daß die Flammen weithin den nächtlichen Horizont rötheten und dem armen Sachsenlande die Gräuelthaten kündeten, die Kohlhase und seine Mordbrennerschaar verübten.

Nun zogen freilich von allen Seiten bewaffnete Schaaren aus und durchstreiften das ganze Land um den Entsetzlichen einzufangen, der die friedliche Bevölkerung in fortwährender Angst um Leben und Habe erhielt. Man fing mehrere seiner Spießgesellen und machte ihnen den Prozeß der jeden derselben den Tod brachte. Aber jede Hinrichtung eines seiner Gefährten rächte Kohlhase mit einer neuen Gewaltthat und man mühte sich vergebens ihn selbst aufzufinden, da er nach jedem Streich den er ausgeführt wieder in's Brandenburgische flüchtete, wohin ihm seine Feinde nicht nachfolgen konnten und wo er überdieß allenthalben Schutz und Unterschluf fand.

Endlich aber konnte der Kurfürst von Brandenburg den immer dringenderen Forderungen von sächsischer Seite nicht länger widerstehen und mußte gestatten, die Verfolgung des Räubers, denn das war Kohlhaase nun im vollen Sinne des Wortes geworden, auch auf sein Gebiet auszudehnen. Da fing es dem von allen Seiten Gehetzten an unheimlich zu werden und er fühlte sich bald nirgends mehr sicher. Unter dem falschen Namen Jörg Platte irrte er in und um Berlin umher und suchte Herberge und Schutz bei seinen vielen Verwandten, die ihn fortwährend zur Fortsetzung seines

Rachezuges gegen Sachsen anreizten, während ihm selbst der Muth gewaltig zu sinken anfing und das Bewußtsein, daß er vom rechten Wege abgewichen sei, ihn so übermannte, daß er sich zu keiner Unternehmung mehr aufraffen konnte. Er versuchte es abermals durch Luthers Vermittlung seiner Sache eine bessere Wendung zu geben und wanderte verkleidet und unter fremden Namen nach Wittenberg. Luther versprach ihm auch sich seiner Sache anzunehmen, forderte ihn aber ernstlich auf, Frieden zu halten und reichte ihm auf seine brünstige Bitte das heil. Abendmahl. Auch die Kurfürstin von Sachsen, deren Amme die Schwester Kohlhasens war, flehte um Gnade für denselben bei ihrem Gemahl. So wenig aber als Luthers Verwendung, vermochte es ihre Fürbitte Verzeihung und Straflosigkeit für den Verblendeten zu erwirken. Inzwischen wurde auch die Bevölkerung Brandenburgs, die bisher immer noch zu Kohlhase gehalten hatte, erbittert über die fortwährenden Streifzüge der Sachsen im Lande, die viel Unfug verübten und es fehlte wenig, so wäre aus dem unglückseligen Handel ein Krieg zwischen beiden Ländern entstanden. So sank denn die Hoffnung auf eine gütliche Ausgleichung immer mehr und mehr und Kohlhase versank in einen Zustand der Verzweiflung, der ihn dazu führte, selbst die Treue gegen den eigenen Landesherren zu verletzen. Einer seiner Gefährten und falschen Freunde, ein gewisser Görg Nagelschmidt, verleitete ihn dem kurfürstlich brandenburgischen Münzmeister, Conrad Drathzieher, der mit einem Wagen voll Silberbarren aus den Mannsfeld'schen Silberbergwerken nach Berlin fuhr, aufzulauern und ihn zu berauben. Er

spiegelte dem Unglücklichen vor, daß durch diesen Gewaltstreich der Kurfürst gezwungen werden würde, sich seiner Sache ernstlich anzunehmen und die ganze Angelegenheit zu einem erwünschten Ende zu führen.

Wenn Hans Kohlhase nicht bereits von seinem anfänglichen Irrthum, sein gutes Recht mit Gewalt durchzusetzen, von Stufe zu Stufe herabgesunken und in seiner unseligen Verblendung, die ihn blind für jede vernünftige Anschauung der Dinge machte, zum Verbrecher geworden wäre, so hätte er das Unsinnige dieses Rathes erkennen müssen. Aber er wähnte der Besitz der reichen Beute würde ihm die Macht geben, seinen Feinden nicht nur widerstehen, sondern sie auch zum Frieden zwingen zu können, und führte den unseligen Streich aus.

Zwischen Potsdam und Berlin lauerte er dem Conrad Drathzieher auf, nahm ihm den ganzen reichen Schatz ab und versenkte ihn zum größten Theil unter einer Brücke, die bis auf die neueste Zeit von diesem Ereigniß den Namen Kohlhasenbrücke geführt hat. Gegenwärtig ist sie durch eine steinerne ersetzt, über welche die Eisenbahn nach Berlin führt.

Dieser freche Raub erbitterte ganz Brandenburg gegen Kohlhase und man bot Alles auf, dem Unwesen, das er angestiftet, durch seine Gefangennehmung ein Ende zu machen. Es gelang, ihn durch einen Verräther unter den wenigen Anhängern, die er noch hatte, nach Berlin zu locken und ihn daselbst in einem Hause, wo er sich versteckt hatte, festzunehmen.

Er war so heruntergestimmt und von allen seinen Hoffnungen verlassen, daß er nicht die mindeste Gegenwehr

versuchte und mit den Worten: „Hier bin ich und will büßen was ich verbrach," sich ruhig gefangen nehmen ließ. Trotzdem blieb er aber bis zum letzten Augenblick in der Meinung fest, daß sein Verbrechen nur in der hartnäckigen Vertheidigung seines guten Rechtes bestanden habe.

Auch sein Freund Nagelschmidt wurde gefangen genommen und beider Urtheil lautete auf die in jener Zeit so häufig vorkommende grausame Strafe der Hinrichtung durch das Rad. Weil aber Kohlhase doch noch immer viele Freunde und Gönner am Hofe hatte, und der Kurfürst und seine Gemahlin ihm, trotz allem Vorgefallenen, wohl wollten, so wurde für ihn die Todesstrafe in die weniger grausame des Schwertes verwandelt. Als aber die beiden Verbrecher zur Hinrichtung geführt wurden und Nagelschmidt höhnend zu Kohlhase sagte: „Sind wir gleiche Brüder gewesen, so ziemen uns auch gleiche Kappen," da erwachte des Letzteren Trotz und Stolz auf's Neue und er schlug die ihm zugedachte Gnade der mildernden Todesart aus und verlangte gleich seinem Genossen auf's Rad geflochten zu werden.

So endete ein Mann, der durch Gesittung und Bildung Anspruch auf ein besseres Loos hatte, und dem einzig und allein sein strenges Rechtsgefühl und die Kränkung seiner Ehre auf die Bahn des Verbrechens führte.

(Quelle: „Der historische Hans Kohlhase und Heinrich von Kleist's Michael Kohlhas. Nach neu aufgefundenen Quellen dargestellt von Dr. C. A. H. Burkhardt. Leipzig 1864.")

Dankbarkeit eines Schülers.

Der Held des dreißigjährigen Krieges, Wallenstein, Herzog von Friedland, war als Knabe ein Schüler des Gymnasiums zu Goldberg in Schlesien, denn er war von Geburt kein Fürst oder Herzog, sondern der Sohn eines einfachen Edelmanns und hieß ursprünglich Albrecht von Waldstein. Erst durch sein Feldherrntalent schwang er sich zu seiner späteren Würde eines Reichsfürsten und kaiserlichen Heerführers empor.

Er zeigte jedoch schon in seiner Jugend das finstere und träumerische Wesen, das ihm auch als Jüngling und Mann eigen blieb, sonderte sich gern von seinen Mitschülern ab, und suchte einsame Plätze auf um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können.

Es ist erklärlich, daß ihm dieß sonderbare Benehmen keine Freunde erwarb und daß man es ihm als Stolz und Hoffart auslegte. Auch seine Lehrer waren unzufrieden damit und verwiesen es ihm oft, am meisten und eindringlichsten der Magister Fechner, der ihm sogar nicht selten die Schwere seiner Hand fühlen ließ.

Eines Tages waren die Schüler auf einem freien Platze vor dem Thore versammelt und ergötzten sich durch muntere Spiele. Wallenstein nahm, nach seiner Gewohnheit, nicht nur keinen Antheil daran, sondern er ging in ein nahes Wäldchen, lagerte sich unter einem Baum und schlief ein.

Als er endlich erwachte und nach der Schulordnung mit seinen Kameraden wieder zur Stadt zurückkehren mußte, erzählte er ihnen, daß es ihm geträumt habe er sei mit

ihnen auf dem gewöhnlichen Spielplatze gewesen, den man, weil er rings mit Weidenbäumen besetzt war, die Schulweiden nannte, und zu seinem Erstaunen hätten sich alle Weiden tief zur Erde vor ihm geneigt. Darüber entstand unter den lustigen Knaben ein großes Gelächter und des Spottens und Höhnens über diesen Traum war kein Ende. Magister Fechner aber verwies dem kleinen Albrecht die stolze Auslegung, die er seinem Traume gegeben und nannte ihn einen hoffärtigen Menschen, der sich einbilde: ein Traum den ihm seine angeborne Eitelkeit vorgespiegelt, werde sich an ihm erfüllen wie der Josephs in Aegypten. „Wenn aus dir einmal ein großer Mann wird,“ fügte der Magister hinzu, „so will ich dein Hofnarr werden!“

Dieser Spott verletzte den Knaben so tief, daß er nicht mehr zu bewegen war die Schule in Goldberg zu besuchen, und von seinen Eltern auf eine andere gebracht werden mußte, von welcher aus er später die Universität Altdorf bezog.

Sein Traum sollte aber trotz des Spottes, mit dem Lehrer und Schüler in Goldberg sich darüber äußerten, dennoch in Erfüllung gehen. Nachdem Wallenstein auch die Universität in Pavia bezogen hatte, kam er nach Wien und trat in kaiserlichen Kriegsdienst. Hier entwickelte sich sein großes militärisches Talent, er machte die Feldzüge gegen die Ungarn mit und schwang sich zu den höchsten Befehlshaberstellen im Heere auf. Während des blutigen und verheerenden Krieges aber, der dreißig Jahre lang in ganz Deutschland wüthete, stand er an der Spitze des kaiserlichen Heeres, das gegen Gustav Adolf, den König von

Schweden focht, der den bedrängten Protestanten in Deutschland mit einem stattlichen und wohlgeschulten Heere zu Hilfe herbeigezogen war.

Da geschah es denn im Jahre 1633 daß Wallenstein, den der Kaiser zur Belohnung seiner erfochtenen Siege zum Obergeneral des Heeres und zum Herzog von Friedland ernannt hatte, mit seinen Schaaren durch das Städtchen Goldberg zog, in dem er einst als Schüler jenen Traum gehabt hatte, der sich so wunderbar erfüllte und den Spott seines Lehrers und seiner Mitschüler zu Schanden machte.

Der alte Magister Fechner erschrack nicht wenig, als sein ehemaliger Schüler unter so veränderten Umständen, an der Spitze eines gewaltigen Heeres, als Reichsfürst und siegreicher Feldherr, im Städtchen einzog. Der Ruf unnachsichtlicher Strenge und der Unversöhnlichkeit gegen Feinde und Beleidiger, welcher dem großen Kriegshelden voranging, trug nicht wenig dazu bei, die Angst des alten greisen Magisters fast zur Verzweiflung zu steigern und als er wenige Stunden nach Wallensteins Einzug in Goldberg schon zu dem gefürchteten Herzog beschieden wurde, glaubte er sein letztes Stündlein nahe.

Wallenstein empfing den zitternden Greis in der Mitte seiner Generale und Kriegsobersten allerdings mit finsterer Miene, die nichts Gutes verkündete und rief ihm zu: „Sieh da, Magister, nun wär's an der Zeit, daß ihr euch anschicket mein Hofnarr zu werden.“ Der arme Fechner mußte von zwei Kriegsmännern unterstützt werden um nicht umzusinken vor Angst, denn seine Kniee brachen ein und er zitterte am ganzen Leibe. Mühsam stotterte er ein paar

Worte der Entschuldigung heraus, meinte er sei eben ein schlechter Prophet und der große Feldherr könne ihm wohl jetzt leichter vergeben, als wenn er ein guter gewesen wäre. Auf des finstern Herzogs Antlitz ging inzwischen eine große Wandlung vor. Seine ernste Miene verschwand, ihn jammerte der geängstete Greis und mit mildem Lächeln trat er aus dem Kreis, reichte ihm die Hand und sprach: „Was zittert ihr so, lieber Magister, daß ihr mich, der ich ein hartköpfiger Bube war, gezüchtigt wo ich's verdiente und meine Hoffart mir verwiesen habt. Und daß sich mein Traum erfüllte, dank ich eurer Strenge und eurem Spott, der mich antrieb nach Höherem zu streben und ihn zu Schanden zu machen. Also fürchtet nichts, ihr habt es gut gemeint und ist auch gut gerathen. Geht nun ruhig heim, es soll euch nichts zu Leide geschehen und ihr sollt eine Wache zu eurem Schutze vor eurer Wohnung haben. Nehmt auch dieß als Geschenk von mir und behaltet mich im Andenken." Damit reichte er dem erstaunten Magister einen Beutel mit 200 Reichsthalern, drückte ihm die Hand und trat wieder in den Kreis seiner Offiziere zurück.

Nadel und Schwert.

Es ist wohl schon oft vorgekommen, daß einer ein General werden wollte und ist ein Schneider geworden. Mancher Knabe hat oft prahlend gesagt, wenn er einen Mann

mit stolzem Federbusch auf hohem Pferd gesehen, ein solcher wolle er auch werden, hat hernach aber lieber seine Füße in's Schneiderloch gesteckt, als daß er gerne mit dem Gewehr und Säbel umging, wenn er's gleich mußte, und hat Gott gedankt, wenn er aus der Kaserne wieder heim kam zur Werkstatt und mit Nadel und Scheere hantieren durfte. Ich will euch aber von einem Schneider erzählen, der wirklich und wahrhaftig ein General geworden ist und noch dazu ein großer, der's soweit brachte, daß alle Schneider noch heute auf ihn stolz sein können. Der hieß aber Hans Georg Derfflinger und wurde 1606 in einem Dorfe in Oesterreich, in der Landschaft ob der Enns, geboren. Als er kaum die Kinderschuhe ausgetreten hatte, brach der mehrfach in unserem Buche erwähnte dreißigjährige Krieg aus, in dessen Lauf das Kirchenbuch verloren gegangen sein muß, in dem der Tag seiner Geburt aufgezeichnet worden ist. Daher kommt es auch wohl, daß man — wie überhaupt über seine ersten Jugendjahre — über seine Vornamen nichts Gewisses weiß und ihn Manche auch auf die Namen Hans Jakob getauft sein lassen, worauf's auch nicht besonders ankommen wird. Auch kann ich euch nicht erzählen, womit seine Eltern sich ernährten, man weiß nur, daß es arme, aber redliche und gottesfürchtige Leute waren, die zu den Evangelischen gehörten, und, weil diese damals hart bedrängt wurden in Oesterreich, nach Böhmen auswanderten. Hier kam der Hans, der gar ein schwächliches Bürschchen war, zu einem Schneider in die Lehre. Die böhmische Luft hat ihm aber besser angeschlagen, als die im Lande ob der Enns, und

gegen alles Erwarten ist aus dem kleinen Schneidersjungen ein stattlicher, schlanker Schneidergeselle geworden, mit breiter Brust und kräftigen Gliedmaßen. Und in dem Maaße als er körperlich zunahm, wurde auch sein Herz gekräftigt und gestärkt durch das Wort Gottes, da ihn seine Eltern fleißig zu Kirche und Schule anhielten. Freilich konnte er in der Dorfschule nur nothdürftig lesen und schreiben lernen, denn damals war es gar schlecht bestellt mit dem Unterricht auf dem Lande, aber die Natur hatte ihn mit einem gesunden Menschenverstand ausgestattet und das Herz trug er auf der rechten Stelle.

Als nun die Zeit herankam, wo er nach altem löblichen Brauch auf die Wanderschaft gehen sollte, das Gewerb in fremden Landen zu grüßen und fremde Art und Sitte kennen zu lernen, stieg er fröhlichen Muthes hinunter in's grüne Sachsenland, als ein frischer, munterer Handwerksbursch, mit leichtem Bündel und leerem Beutel.

Ob ihm nun das, wovon ich euch zunächst erzählen will, schon in Sachsen und zwar am Ufer der Elbe begegnet ist, oder ob er weiter hinauf gewandert ist und über die Oder setzen wollte, darüber läßt sich auch nichts Bestimmtes sagen, thut aber nichts, denn passirt ist's ihm doch einmal und hat seinem Leben eine gewaltige Wendung gegeben. Rathlos stand er am Ufer des Flusses und starrte den Fährmann an, der hier einen Kahn zum Ueberfahren hielt, weil keine Brücke an's andere Ufer führte. Das that er aber nicht zu seinem Vergnügen, sondern es war sein Erwerb und mußte ihm jeder, der hinüber wollte, ein kleines Geldstück dafür zahlen.

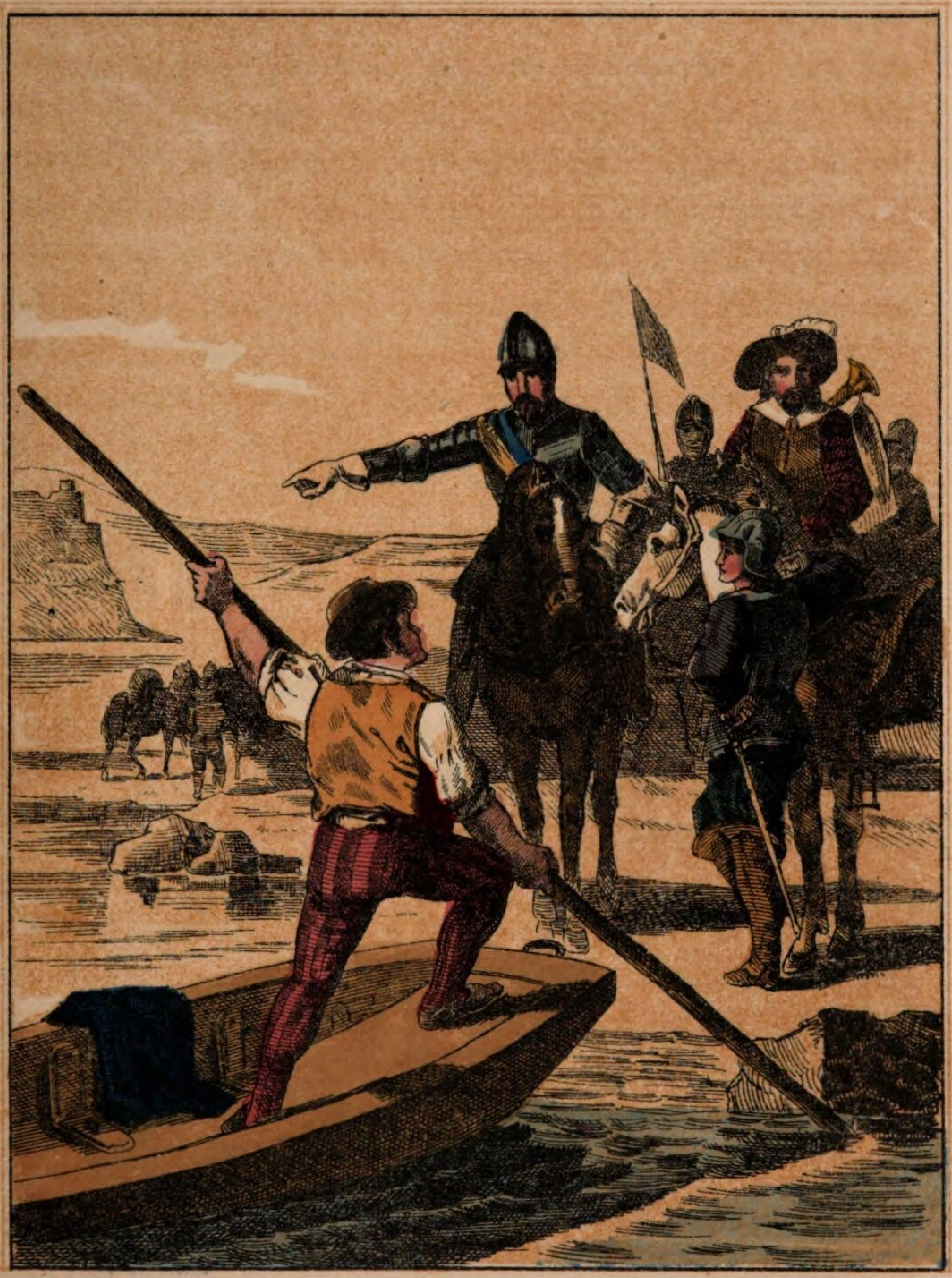
Unser Schneider hatte aber gar kein Geldstück, nicht einmal ein kleines. War es nun an sich ganz recht und billig, daß der Fährmann eine kleine Entschädigung für seine Mühe verlangte, so war es dagegen nicht schön von ihm und zeugte von keinem guten Herzen, daß er dem armen Burschen nicht nur die Bitte, um ein Gotteslohn ihn überzusetzen, abschlug, sondern ihn obendrein als einen armen Teufel noch verhöhnte.

Als er nun halb zornig, halb betrübt am Ufer saß, sprengten drei stattliche Reiter auf stolzen Pferden heran, mit glänzenden Kürassen und wehenden Helmbüschen, und gerade auf den Fährmann zu, der sie respektvoll grüßte. Sie sprangen von den Pferden, der eine von ihnen warf dem Schiffer ein paar große Speciesthaler in den Hut, denn sie hatten gar gute Beute gemacht in der letzten Schlacht und waren fröhlicher Laune und großmüthigen Herzens, obschon sie's gar nicht nöthig gehabt hätten so freigebig zu sein, da dem Kriegsvolk in jener Zeit die ganze Welt und alle Wege und Flüsse offen standen. Das sollte der junge Schneidergesell bald darauf erfahren, als ein größerer Trupp Reiter an's Ufer gesprengt kam die übergesetzt sein wollten, aber nicht daran dachten mit Speciesthalern zu bezahlen, sondern vielmehr dem Schiffer mit der Klinge unter der Nase herumfuchtelten und dazu wetterten und fluchten, daß ihm vor Angst die Haare zu Berg standen. Während er sich beeilte eine Anzahl der Soldaten an's andere Ufer zu führen, lagerten die noch Zurückgebliebenen am diesseitigen, sangen und tranken und trieben allerlei Kurzweil.

In unsers Schneiders Seele waren indeß allerlei selt-

same Gedanken rege geworden. Er verglich seine Lage mit der der fürstlichen Kriegsleute, die Geld in Fülle, schöne Kleider, Waffen und Pferde hatten und denen der grobe Fährmann, der ihn verhöhnte, zitternd gehorchte. Es konnte nicht fehlen, daß er sich, ihnen gegenüber, ganz besonders arm und elend vorkam und vor Allem war es der Spott, den er von dem Schiffer erdulden mußte, wodurch der Wunsch in ihm erwachte, doch auch so ein stattlicher Reiter zu sein, und dem groben Klotz mit einem gehörigen Keil zusetzen zu können. Dem Wunsche folgte die Ueberlegung wie es anzufangen sei, um ihn erfüllt zu sehen und an diese reihte sich rasch der Entschluß, die Erfüllung durch einen entscheidenden Schritt herbeizuführen.

In jener Zeit gehörte nicht mehr dazu, als gesunde und kräftige Gliedmaßen um auf der Stelle Soldat zu werden, wenn's Einer gern werden wollte, und Derfflinger war ein stattlich gebauter Bursch und wollte nun einmal durchaus die Nadel mit dem Schwert vertauschen. Er ging daher zu den im Grase lungernden Reitern und vertraute ihnen sein Vorhaben. Der Wachtmeister, der bei den Dragonern zurückgeblieben war, billigte den Entschluß des schönen, kräftigen Jünglings nicht nur, sondern ging gleich daran, ihn zur That werden zu lassen, ehe es den Rekruten reuen würde, wie es schon Manchem ergangen, der dem Vaterhause, oder der Werkstatt entlaufen und dem Kalbfell, oder der Trompete gefolgt ist. Das war aber bei unsrem Hans Georg nicht zu fürchten. Der Muth blitzte ihm aus den Augen und als er den Helm auf seinem Haupte fühlte, den ihm des Wachtmeisters kräftige Faust auf die schwarzen



gez. v. Perlberg — lith. v. J. Löhnes.

Nadel und Schwert.

Locken drückte, dünkte er sich um einen ganzen Schuh größer, so lang er schon war, und schlug fest in die dargebotene Hand des Kriegsmannes, als erstes Gelöbniß, daß er der Standarte folgen und treu bleiben wolle. Um aber ganz mit der Vergangenheit zu brechen, warf er sein leichtes Bündel mit Scheere, Nadel und Fingerhut in's Wasser, schwang sich rascher und kunstgerechter, als es die umherstehenden Reiter dem Schneider zugetraut hatten, auf eines der Pferde, die sie als Saumrosse mit sich führten und tummelte es munter am Ufer umher, bis die Fähre zurückkehrte und der neue Dragoner mit den Kameraden übersetzte und weiter in's Land hineinzog.

Es waren aber Reiter, welche der große Kriegsheld Graf Matthias von Thurn angeworben, unter welche Derfflinger gerathen, und es hatte wohl mit zu seinem raschen Entschluß beigetragen, daß sie für die evangelische Lehre gegen die Kaiserlichen fochten.

Der junge Dragoner hatte die günstigste Zeit für seinen Eintritt in die Soldatenlaufbahn gewählt, und bekam in den vielen Gefechten und Schlachten Gelegenheit genug sich hervorzuthun. Damals gab's keine andere Kriegsschule als den Krieg selber, und man fragte weniger nach Wissen und Herkunft, als nach Muth und Kriegserfahrung. Die gewann aber Derfflinger bald und der Ehrgeiz, der in ihm erwacht war, stachelte ihn an nach einem Ziele zu streben, zu dessen Erreichung übrigens auch in jener Zeit, wie eben immer im Leben, ein ernster Wille, Liebe zur Sache und muthige Ausdauer gehörte, und weil er das Alles hatte, so half's ihm auch vorwärts. Er übte sich im Lesen, wozu

er freilich keine andern Bücher hatte, als die Bibel und Arndt's „wahres Christenthum," aber das war auch gut, denn er nährte damit die ächt fromme Gesinnung, die ihm in der Kindheit schon durch seine Eltern in's Herz gelegt worden war. Sein tüchtiger Verstand half ihm auch in den Winterquartieren des Schreibens und anderer Dinge, die ihm zu seinem Emporklimmen auf der militärischen Stufenleiter nöthig waren, wenigstens in dem Grade mächtig zu werden, als es dazumal verlangt wurde. So brachte er's denn noch unter Thurn's Reiterschaar zum Fähnrich und als er später in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen trat, wurde er Offizier und kommandirte bald ein Fähnlein, wie man damals die Abtheilung nannte, die jetzt Kompagnie oder Eskadron heißt.

Als Gustav Adolf, der Schwedenkönig, den deutschen Protestanten mit einem stattlichen Heere zu Hilfe eilte, stellte sich Derfflinger unter seine Fahnen und that sich in allen Schlachten so hervor, daß er bald zum Oberstlieutenant eines Reiterregiments ernannt wurde, obgleich er erst 26 Jahre alt war und erst vor sieben Jahren sein Schneiderbündel in's Wasser geworfen und den Soldatenrock angezogen hatte.

Zu bald für die Sache der Evangelischen starb Gustav Adolf den Heldentod auf dem Schlachtfelde bei Lützen, und sein Feldmarschall Baner übernahm die Führung des Heeres. Derfflinger, der das Glück hatte, aus all' den mörderischen Kämpfen unversehrt hervorzugehen, kommandirte die Vorhut des Baner'schen Heeres und sein Name wurde bald der Schrecken des Feindes, dem er unablässig auf den Fersen

saß. Keiner kam ihm an Kühnheit gleich, er drang stets muthig vorwärts, und warf den Feind, wo er ihn fand, denn er war der Liebling seiner Reiter, die ihm zum verzweifeltsten Kampfe folgten und an seinen Namen knüpfte sich das Glück.

Doch sollte er auch den Wankelmuth desselben erfahren, wie jeder Sterbliche. Von den Kaiserlichen bei Halle mit großer Uebermacht angegriffen, war er nahe daran, in Feindes Hand zu fallen und es gelang ihm nur mit einem kleinen Häuflein sich durchzuschlagen. Trotzdem ernannte ihn Baner, der seinen Heldenmuth zu schätzen wußte, zum Obersten und Führer eines Regiments, zu dem sich bald wieder so viele junge und alte Kriegsgesellen drängten, die Derfflinger's Ruf herbeizog, daß er damit die kühnsten Unternehmungen ausführen und es vollzählig wieder in's Feld führen konnte.

Nach Baner's Tod gerieth die schwedische Armee in die schwierigste Lage. Wie Geld überall die erste Rolle spielt, so auch, und zwar erst recht, im Kriege. Die Soldaten bekamen keinen Sold, ihr könnt euch schon denken warum, und auch wenig, oder nichts zu essen, und das ist auch nicht schwer zu errathen, weßhalb. Weil Essen aber die erste aller Bedingungen zum Leben ist, so raubten und plünderten sie und nahmen eben was sie fanden. Ungehorsam gegen die Führer war eingerissen und vollständige Auflösung aller Ordnung die Folge. Das schwedische Heer, das unter seinem König ein Muster der Ordnung und Disciplin war, sank zu einem regellosen Haufen herab, der plündernd und mordend durch Deutschland zog und Freund

und Feind ein Schrecken war. Als endlich der Feldmarschall Torstenson ankam, um das Kommando der verwahrlosten Armee zu übernehmen, da war es unser Derfflinger, der, wie das Sprichwort sagt, ihm den Deckel vom Hafen nahm und alle Uebelstände offen und ehrlich darstellte, unter denen die Armee litt.

Durch ihn erhielten auch die Dinge rasch eine andere Gestalt und, daß Torstenson die Schweden bald wieder siegreich gegen den Feind führen konnte, war Derfflinger's Verdienst. Wie als kühner Soldat, bewährte er sich auch als schlauer Unterhändler, und eine Sendung zu dem Fürsten von Siebenbürgen, der mit Schweden gemeinschaftliche Sache gegen den Kaiser machen wollte, hatte einen so genügenden Erfolg, daß die Königin Christine, der er persönlich in Stockholm seinen Bericht darüber abstattete, den ehemaligen Schneidergesellen zum Generallieutenant machte.

Aber bei den Schweden ging's doch nicht lange mehr. Die großen Schlachten hatten kleinen Scharmützeln und Reitergefechten Platz gemacht, bei denen Derfflinger sich wohl vielfach auszeichnete, ohne daß jedoch besondere Erfolge errungen wurden. Beide Partheien waren des eigentlichen Kampfes müde geworden, es wurde nur noch ein regelloser Verwüstungskrieg geführt und das gemarterte Deutschland flehte zu der Barmherzigkeit des Himmels, um den dreißig Jahre lang entbehrten Frieden.

Derfflinger trat um 1649 in brandenburgische Dienste und gründete sich einen Hausstand in der Mark Brandenburg, durch Verheirathung mit einem Fräulein von Schaplow, der Tochter eines seiner Kriegskameraden, der ebenfalls

gleich ihm in die Armee des Kurfürsten von Brandenburg getreten war.

Eine Zeitlang genoß General Derfflinger der wohlverdienten Ruhe nach so viel Strapazen und lebte mit seiner Frau auf den mit ihr erheiratheten Gütern, oder in Berlin, da ihn der Kurfürst, den man später seiner Regententugenden und Kriegsthaten halber, „den großen Kurfürsten" nannte, liebte und auszeichnete und oft an den Hof zog. Es dauerte aber gar nicht lange, so zog schon wieder ein Kriegsgewitter am Himmel auf. Die Polen und Schweden kamen hintereinander und der Kurfürst schloß ein Bündniß mit den letzteren und stellte ein stattliches Heer in's Feld, mit einer tüchtigen Reiterschaar, die der Derfflinger, dem ja, wie ich euch schon erzählt, das Soldatenvolk in Massen zulief, wenn er die Werbetrommel ertönen ließ, gebildet hatte. Die Brandenburger und Schweden klopften auch den Polen die Pelze so tüchtig aus, daß es eine Kleinigkeit gewesen wäre, das ganze Königreich in die Tasche zu stecken. Das wollte aber der Kurfürst nicht und kam darüber mit seinem Bundesgenossen in Uneinigkeit, den es nach dem Besitz von Polen lüstete. Nun traten auch Rußland und Dänemark feindlich gegen Schweden und Brandenburg auf, das trotzdem getreulich an seinem Bündniß hielt und dem so mächtig angewachsenen Feind die Zähne wies. Die undankbaren Schweden aber ließen den Bundesgenossen stecken und wandten sich mit ihrer ganzen Macht gegen die Dänen, denen bald Kaiser und Reich zu Hilfe eilten, um sie vor dem Untergange zu retten, welchen Freundschaftsdienst sie in späterer Zeit, und erst in unserer auf's Neue, den Deut-

schen mit Haß und Undank vergolten haben. Der Kurfürst schloß, so vielen Feinden allein gegenüber, Frieden und Bündniß mit Polen, wodurch er natürlich mit seinen bisherigen Freunden gänzlich zerfiel, und so kam es, daß Derfflinger plötzlich denen als Feind gegenüber stand, in deren Reihen er so lange gekämpft, und so reiche Lorbeeren errungen hatte. Wir dürfen ihm das aber nicht übel nehmen, und keinen falschen Schluß auf seinen Charakter ziehen, es lag im Geist der damaligen Zeit, daß der Soldat heut dem und morgen jenem Herrn diente, und dann war ja doch Deutschland sein Vaterland und die Schweden hatten durch ihr treuloses Benehmen, den Abfall der Brandenburger selbst herbeigeführt. Die Schweden fielen in Pommern ein und es gab blutige Kämpfe in Menge, bei denen Derfflinger seinen alten Kriegsruhm auffrischte, bis die Schlacht von Nyborg den Feind zum Frieden zwang.

Wenn nun unser Held in den Tagen des Friedens auch viel auf seinen Gütern lebte und ruhig seinen Kohl baute, so vergaß er doch nicht seiner Pflicht, die kurfürstliche Armee, deren Verwaltung ihm übertragen war, im besten Stand zu erhalten, Kriegsvorräthe anzuhäufen, Verbesserungen einzuführen und das Heer überhaupt für alle Fälle schlagfertig zu halten, denn die Franzosen machten schon längst Miene, Händel anzufangen und hatten einstweilen mit Holland einen Streit vom Zaun gebrochen.

Der Kurfürst hielt treu zum Kaiser und ließ 20000 Mann auserlesener Truppen, unter Derfflinger in's Feld rücken. Als es aber mit dem großen französischen Feldherrn Türenne zur Schlacht kommen sollte, und unser ehemaliger

Schneider sich gewaltig darauf freute, mit einem so berühmten Helden anzubinden, da wollte der österreichische Feldmarschall Montecuculi, durchaus nicht mitanbeißen und ließ die Brandenburger im Stich. Allein gegen die Ueberzahl der Franzosen vorzurücken, wäre mehr, als Tollkühnheit gewesen, und Derfflinger mußte ohne Schwertstreich zurück, und zähneknirschend zusehen, wie die Franzosen über den Rhein gingen. Ja, noch mehr, als die durch Oesterreichs Zögern keck gemachten Franzmänner den Kurfürsten im eignen Land angriffen, leisteten die Oesterreicher keine Hülfe und die Holländer, die vergessen hatten, was Brandenburg für sie gethan, schickten die versprochenen Hülfsgelder nicht, so daß der wackere Held wie mit gebundenen Händen unthätig dabei stehen mußte, bis sein Herr endlich Frieden schloß.

Bald aber kam die Zeit, in der es galt desto tüchtiger dareinzuschlagen und Derfflinger's Kriegsruhm die ganze Welt erfüllen sollte.

Die Franzosen und Schweden hatten, wie wir gesehen haben, einen großen Span auf den Kurfürsten und hätten ihm gar zu gern ein's angehängt. Aber die Ersteren fühlten auch einen gewaltigen Respekt vor ihm und seinem Schneider-General, wie sie den Derfflinger spottweise nannten. Dennoch war einer so unverschämt, als er an der kurfürstlichen Tafel zu Berlin mit Derfflinger zusammenspeiste, den Kurfürsten zu fragen, ob es wahr sei, daß er unter seinen Generalen einen habe, der ein Schneidergeselle gewesen sei. Weil der Franzose aber so geschrieen, daß es der Derfflinger hören mußte, so sprang dieser auf, stellte sich kerzengerade vor den Windbeutel hin, schlug mit vor

Zorn blitzendem Auge an seinen Sarras, und donnerte den Franzosen an: „Das bin ich, und hier ist die Elle, womit ich einen solchen Hundsfötter messe.“ Der Herr Marquis, oder Vicomte, oder was er sonst sein mochte, wäre vor Schrecken bald vom Stuhle gesunken und dankte Gott, daß der Kurfürst die Sache als Scherz behandelte und den Schneidergeneral besänftigte

Also war es den Franzosen weniger darum zu thun, selbst mit den Brandenburgern wieder in Feindschaft zu kommen, als ihnen die Schweden auf den Hals zu hetzen, und da sie von jeher Meister im Kundschaften und Aufhetzen waren, so gelang es ihnen gar bald, die Schweden dazu zu bringen, daß sie unter einem nichtigen Vorwand in die Uckermark einfielen, wo sie hausten wie weiland im dreißigjährigen Krieg, d. h. sie raubten und brandschatzten, mordeten die unschuldigen Einwohner und steckten ihre Häuser in Brand. Wer wieder nicht half und ruhig zusah, waren der Kaiser, und mit ihm das Reich, die Holländer thaten wenigstens so, als wenn sie helfen wollten und erklärten an Schweden den Krieg.

Nun aber trat das Land selber für seinen Fürsten ein, die pommer'schen Bauern bildeten Freischaaren und fielen den Feind überall an, wo sie ihm zu schaden vermochten. Inzwischen hatte der Kurfürst eingesehen, daß er sich allein auf Gott und seine eigene Macht verlassen müsse, und ließ den Derfflinger unversehens über die Feinde herfallen, wie es der Alte schon lange gewünscht hatte. Mit List und Gewalt überrumpelte er das Städtchen Rathenow, das die Schweden besetzt hielten und nahm gefangen, was nicht nie-

dergehauen worden war. Dann verfolgte er den fliehenden Feind bis nach Fehrbellin, wo es zur Schlacht kam, ehe noch das Fußvolk des brandenburgischen Heeres herbeigezogen werden konnte, denn Derfflinger war mit seinen Reitern gleich einer Windsbraut hinter den Feinden hergestürmt.

Der Landgraf von Hessen=Homburg hatte als Führer der Vorhut den strengen Befehl, sich nur beobachtend zu verhalten und in kein Gefecht einzulassen, aber sein Kampfesmuth riß ihn unwiderstehlich vorwärts und er wäre verloren gewesen, wenn ihm der Kurfürst und Derfflinger nicht eiligst zu Hülfe gekommen wären. Die Schlacht entwickelte sich immer mehr, der Kurfürst selbst kam in Lebensgefahr, und sein Stallmeister Frobenius rettete ihn dadurch, daß er das Pferd des Kurfürsten, auf welchen die Feinde ihr Augenmerk gerichtet hatten, bestieg, und ihn das seinige zu benützen bat. Seine Treue brachte ihm nach wenigen Minuten den Tod, und verewigte seinen Namen in der Geschichte. Die Schweden wurden vollständig geschlagen und Derfflinger verfolgte sie bis an die Grenzen Meklenburgs.

Im Glück kommen die Freunde, das erfuhr auch der Kurfürst, er erhielt Beglückwünschungen von allen Seiten, dachte sich aber sein Theil dabei und ging mit seinem getreuen Derfflinger den Schweden allein getrost auf den Leib. Im nächsten Jahre (1677) erstürmte der tapfere Haudegen Stettin. Die Belagerten hatten, ihm zum Spott, an dem Thurme der Marienkirche ein großes Bild aufgehangen, das einen Schneider mit Scheere und Elle darstellte, der auf einem Geisbock ritt, was ihnen wohl schlecht bekommen

wäre, wenn die christliche Gesinnung des Siegers das Rachegefühl in seinem Herzen hätte aufkommen lassen.

Ein Jahr nach der Einnahme von Stettin kam der nun 72 Jahre alte Derfflinger bei dem Kurfürsten um seinen Abschied ein. Es soll ihm auch gegangen sein, wie so Manchem, der nach jahrelangen treuen Diensten „in die Ecke" gestellt wurde; aber nicht vom Kurfürsten, sondern von Anderen, die sein Kriegsruhm und die Gunst des Landesherrn, der ihn mit Ehren überhäufte und zum reichen Manne machte, mit giftigem Neid erfüllte. Der Kurfürst wußte, was er an ihm hatte, und er konnte ihn auch noch recht nothwendig brauchen. Darum war's nichts mit dem Abschied und wir sehen den alten Derfflinger bald darauf wieder im Kampfe mit den Schweden, die er aus Stralsund und Greifswalde und damit aus Deutschlands Marken verjagte. Noch einmal versuchte es der schwedische General Horn, mit den Brandenburgern anzubinden, aber ehe Derfflinger selbst zum Gefecht kommen konnte, sprengten die Generale Goertzke, Schorning und Treffenfeld, den Feind so auseinander, daß nur der sechste Theil nach den Schiffen entkam.

Am Ende aber ließen die lieben Bundesgenossen den großen Kurfürsten zum Drittenmal im Stich und der Friede von St. Germain (29. Juni 1679) entriß ihm alle Früchte seiner blutigen, mit so vielen Menschenopfern erkauften Siege.

Derfflinger erreichte das hohe Alter von 89 Jahren. Er lebte als Statthalter von Hinterpommern und Kamin, und Oberbefehlshaber des brandenburgischen Heeres, abwechselnd in Berlin und auf seinen Gütern, ruhmgekrönt,

von seinem Fürsten und dem Lande hochgeehrt, von der Armee vergöttert. Auch der Nachfolger des Kurfürsten, Friedrich III., überhäufte ihn mit Ehren, als der Greis noch einmal gegen die Franzosen nach Flandern in's Feld zog.

Das war der Schneidergeneral, Hans Georg Derfflinger, dessen Geschlecht indeß, das er zu so hohen Ehren brachte, mit dem Tode seines Enkels 1740 gänzlich erlosch.

Die Helden von Sendling.

Wenige Tage vor dem Christfeste des Jahres 1705 herrschte unter der Bevölkerung des bayerischen Oberlandes, an den Ufern der Salza, der Vils, des Inn's und der Isar, eine ungewöhnliche Bewegung. Aus allen Thälern des Gebirgs drangen bewaffnete Schaaren hervor. Von Miesbach und Tegernsee, aus der Jachenau, von Tölz und vom Waller- und Kochelsee, kamen sie herab in's Niederland, und sammelten sich auf dem großen Wiesenplan, bei dem Kloster Schäftlarn. Es waren über dreitausend Gebirgsschützen, die es wohl verstanden, das Schwarze in der Scheibe, den Adler und Geier im Fluge und die flüchtige Gemse auf hohem Fels zu treffen. Dießmal aber galt es kein freudiges Schützenfest, nicht Lust und Gefahr der Jagd, sondern das ernste blutige Spiel des Krieges, denn in München waren die österreichischen Truppen eingerückt und hielten die Kinder des Kurfürsten Max Emanuel in der Residenz

gefangen, ja es ging das Gerücht, man beabsichtige, sie nach Wien in die Gewalt des Kaisers zu bringen. Der Kurfürst selbst war nach Brüssel geflüchtet. Er hatte sich mit den Franzosen zum Kriege gegen Oesterreich verbündet, diese aber waren geschlagen worden und die siegreichen Truppen des Kaisers hatten sein ganzes Land und seine Hauptstadt besetzt. Die wackern Bauern des Hochlandes hielten fest an ihrem Herrscherhause und ihr Wahlspruch war: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben.“ Studenten der Universität Ingolstadt, darunter Jünglinge des bayerischen Adels, und Offiziere der kurfürstlichen Armee waren es, die als Sendboten der Vaterlands-Freunde von Berg zu Berg, von Thal zu Thal wanderten und den Aufstand der Gebirgs-Bewohner gegen die eingedrungenen Feinde, die meistens aus raubgierigen Kroaten, den sogenannten Rothmänteln, bestanden, leiteten. Der Hauptanführer war Sebastian Plinganser; unter ihm kommandirten Meindel, Franz Dalmay, Xaver Oertel und Christian Jäger die todesmuthigen Schaaren der Gebirgsschützen und Bauern des Oberlandes.

Die Bewohner von München hatten Kunde von dem beabsichtigten Ueberfall der Feinde, und rüsteten sich zur Unterstützung des Angriffs von Außen. Die Oesterreicher, unter dem kaiserlichen Obersten Wendt, hätten nicht geahnt was ihnen bevorstand, und wären ohne Zweifel aus der Stadt vertrieben worden, wenn nicht ein heimtückischer Verräther den ganzen Anschlag zernichtet hätte. Das war der Pflegskommissär Joseph Oettlinger zu Starnberg, der es mit den Oesterreichern hielt und den Plan der Landesver-

theidiger, aus dem man ihm, als einem Beamten des Kurfürsten, kein Hehl gemacht hatte, den Feinden anzeigte.

Als nun am Morgen des heiligen Christabends die Vorhut des Bauernheeres durch den Wald gegen Sendling zog, wurde sie unerwartet von kaiserlichen Dragonern überfallen und von der ihr folgenden Hauptmasse getrennt. Dadurch erfolgte der Ausbruch des Aufstandes zu früh, denn in München glaubte man die Bauern in vollem Anzuge und bereitete sich ihnen beizustehen.

Die Bauern drangen gegen Sendling vor, besetzten es und verschanzten die Straße. In der Vorstadt Au standen die sämmtlichen Zimmerleute Münchens in Bereitschaft, um den zu erwartenden Sturm der Bauern von innen zu unterstützen. Wirklich erfolgte auch der Angriff, die Bauern erstürmten die zur Vertheidigung der Isarbrücke aufgeführten Schanzen und drangen durch das Thor, welches der sogenannte „Schmiedbalthes," ein riesenhafter und überaus kräftiger, obgleich schon 61 Jahre alter Landmann, von Kochel, mit nervigen Armen, aus den Angeln hob. Schon jubelte die immer weiter vordringende Bauernschaar, aber das Hauptheer kam nicht zur rechten Zeit nach, die kaiserliche Besatzung schöpfte frischen Muth und trieb die Landesvertheidiger, die sich plötzlich von vorn und im Rücken zugleich angegriffen sahen, bis in die Verschanzungen von Sendling zurück. Hier entbrannte nun die Schlacht in größter Heftigkeit. Die wackern Landleute und Gebirgsschützen kämpften mit der größten Erbitterung und todesmuthiger Ausdauer. Der alte Balthasar Mayer, Schmied von Kochel, auch der bayerische Riesengrenadier genannt, weil er in seiner Jugend in der

Grenadiergarde des Kurfürsten gedient und sich im Türken-Kriege bei der Erstürmung der Festung Belgrad ausgezeichnet hatte, war auch hier der Hauptheld des Tages. Er schlug mit einem sogenannten Morgenstern, einer mit Eisenspitzen besetzten gewaltigen Keule, die Feinde rings um sich in ganzen Haufen nieder, wie er schon an der Isarbrücke allein 18 Oesterreichern den Garaus gemacht hatte. Neben ihm kämpften seine beiden Söhne und wurden vor seinen Augen getödtet, ebenso sein Vetter, der Zimmermann Reifenstuhl von Gmünd und viele wackere Männer von Kochel, Tegernsee und Lenggries. Am Kirchhof von Sendling hatte sich der Hauptmann Gautier mit 500 Landesvertheidigern festgesetzt, und richtete in verzweifelter Gegenwehr mit seiner Schaar ein gräßliches Blutbad unter den Oesterreichern an. Nachdem Hunderte um ihn her gefallen und der letzte Fahnenträger sterbend auf seine Fahne gesunken war, die er noch im Tode krampfhaft umklammerte, ergriff der Schmiedbalthes das geweihte Panier, hielt es hoch in der nervigen Linken empor, während der rechte Arm des Riesen die todbringende Keule schwang. Und auf's Neue sammelten sich die Bauern um ihn, auf's Neue stürmten sie in die Reihen der Oesterreicher. Aber was vermag die heldenmüthigste Tapferkeit gegen die Uebermacht. Immer mehr frische Truppen rückten den Kaiserlichen zu Hülfe nach und das Häuflein der Landesvertheidiger wurde immer kleiner und kleiner, bis endlich ein Lanzenreiter, vom hohen Pferde herab, den Todesstoß gegen die Brust des bereits aus vielen Wunden blutenden Schmiedbalthes führte, dessen Tod dem mörderischen Kampfe ein Ende machte. Nur wenige der tapferen Bauern

des Hochlandes erreichten ihre schützenden Berge wieder, gegen zwei Tausende lagen auf dem blutgetränkten Schlachtfeld und über 600 Verwundete schleppten die Sieger als Gefangene nach München, denn nur die völlige Unmöglichkeit irgend eine Waffe zu führen, konnte die wackern Streiter des Gebirgs vermögen, sich dem verhaßten Feinde zu ergeben. Auch viele Bewohner der Vorstadt Au, die unter den Kämpfenden waren, fanden den Heldentod für's Vaterland. Vier und dreißig Zimmerleute, sämmtlich aus der Au, sanken Mann an Mann, als wackere Heldenbrüder. Die Bürger von München, die in Folge des schändlichen Verrathes des Pflegers von Starnberg entwaffnet worden waren, und die bei Strafe des Todes selbst ihre Häuser nicht verlassen durften, mußten unthätig bleiben und zähneknirschend die tapferen Bauern ihrem Schicksal überlassen. Es war verabredet gewesen, daß bei dem ersten Klange der Glocken, die zur Christmesse läuteten, Bürger und Studenten die Besatzung überfallen und den stürmenden Bauern zu Hülfe kommen sollten.

Aber da die Besatzung vorbereitet war, und der Angriff der Bauern zu früh erfolgte, wurde der ganze wohlberechnete Anschlag vereitelt und das unglückliche Bayern mußte noch lange Jahre in der Gewalt der Unterdrücker seufzen.

Das war die Christnacht 1705, deren Entscheidungsscene der Maler Lindenschmitt in einem trefflichen, aber erschütternden Wandbild an der Kirche zu Sendling dargestellt hat.

Das Tabakskollegium.

Der Vater Friedrichs II., jenes Königs von Preußen, den die Geschichte mit dem Beinamen „der Große" auszeichnet, während er im Volksmunde noch heute schlechtweg „der alte Fritz" genannt wird, war Friedrich Wilhelm I., der sich ebenfalls schon hohe Verdienste um den preußischen Staat erwarb und besonders dadurch den Grund zu den Erfolgen seines Sohnes legte, daß er ein tüchtiges Heer bildete und durch Sparsamkeit und geordneten Haushalt einen Schatz sammelte, der diesem zur Ausführung seiner, auf die Machtvergrößerung Preußens gerichteten, Pläne wohl zu statten kam. Er war ein Fürst von vielen rühmenswerthen Eigenschaften, aber auch nicht frei von allerlei Sonderbarkeiten und Lieblingsneigungen, die er mit solchem Eigensinn verfolgte, daß er dadurch zuweilen ungerecht, ja selbst grausam verfuhr. So sparsam er sonst war, so verschwenderisch wurde er, wenn es galt, für seine aus lauter riesengroßen Leuten bestehende Garde in Potsdam Rekruten anzuwerben. Während seine Sparsamkeit so weit ging, daß er den Haushalt seiner Familie auf die Bedürfnisse eines Bürgerhauses beschränkte, zahlte er Tausende von Thalern, wenn er in irgend einem Winkel der Welt einen Menschen von ungewöhnlicher Größe wußte, den er in die Reihen seines Regiments von Riesengrenadieren zu stellen wünschte. Seine natürliche Gutmüthigkeit und Gerechtigkeitsliebe verwandelten sich in Härte und Grausamkeit, falls er einen solchen Menschen nicht anders, als durch Gewalt in seine Dienste bringen konnte. Er war von Herzen ein guter, liebender und treuer Familienvater,

stets besorgt für das Wohl der Seinen, aber nicht minder hart und streng und blinden Gehorsam gegen seine Befehle fordernd.

Schon aus Sparsamkeit war er kein Freund von glänzenden Hoffesten und nur wenn fremde Monarchen, oder Gesandte, nach Berlin kamen, fanden solche statt. Das französische Wesen, das damals an allen Höfen herrschte, war ihm ein Gräuel. Zu seinen ausgeprägtesten Tugenden gehörte ein ausschließlich deutscher Sinn, er unterstützte die deutsche Industrie und that viel zur Hebung der Volkswirthschaft in seinem Lande. Für die Genüsse, welche Kunst und Wissenschaft bieten, hatte er indeß wenig Sinn und die Vergnügungen, denen er sich hingab, waren meistens derber Natur und zeugten von nichts weniger, als einem feinen Geschmack.

Zu ihnen gehörte hauptsächlich der Besuch des sogenannten „Tabakskollegiums," das er sich in Berlin sowohl, als in Potsdam und auf seinem Lustschlosse Wusterhausen, wo er den Sommer zubrachte, eingerichtet hatte. Es war dieß eine Gesellschaft von Herren des Hofes, Generalen und anderen hohen Offizieren, Gesandten und Männern von Auszeichnung aller Art, die entweder tägliche Besucher der Gesellschaft waren, oder von Zeit zu Zeit dazu eingeladen wurden. Das Haupterforderniß für ein Mitglied des Tabakskollegiums, das dem Könige gefallen wollte, war die Fähigkeit, viel Bier vertragen und Tabak rauchen zu können, welche letztere Sitte zu damaliger Zeit noch nicht so verbreitet war, wie gegenwärtig und namentlich bei vornehmen Leuten noch selten gefunden wurde. Das Zimmer, in welchem das Tabakskollegium stattfand, war wie eine gewöhnliche Wirthsstube

eingerichtet, in deren Mitte ein großer hölzerner Tisch, mit einfachen schmucklosen Bänken darvor, stand, und auf einem Gesimse an der Wand waren die für die Gäste bestimmten Krüge und Gläser aufgereiht. Sobald die Glocke des Schloßthurmes die sechste Abendstunde verkündet hatte, versammelten sich an jedem Tage der Woche die Gäste des Königs in diesem Lokale und verließen es in der Regel erst um Mitternacht. Die gewöhnlichen derselben, die alltäglich kamen, waren der kaiserliche Gesandte von Seckendorf, der Minister und Günstling des Königs, General Grumbkow, der holländische Gesandte, General Ginkel, Obrist von Derschau, die Generale von Gersdorf, von Sydow, von Forcade, von Blankenburg, von Flanß, von Natzmer, von Marwitz, von Buddenbrock und von Waldow, sodann der mehr als sieben Fuß messende General von Haake, den der König, seiner Riesengestalt wegen, besonders gern hatte, der Obrist von Rochow u. A. Wer von ausgezeichneten Fremden nach Berlin kam, wurde eingeladen und selbst der Czaar Peter der Große von Rußland und der König von Polen, Stanislaus Lesczinsky, besuchten die Gesellschaft. Auf dem Tische stand eine große, silberne Kanne, aus welcher das Bier in die kleineren Krüge und Gläser geschenkt wurde, deren sich die Gäste bedienten. Der Tabak wurde aus thönernen, sogenannten holländischen Pfeifen, geraucht; mancher der Theilnehmer, der es durchaus nicht über sich gewinnen konnte, das narkotische Kraut zu schmauchen, hatte die Pfeife leer im Munde, mußte jedoch alle Mienen und Bewegungen eines wirklich Rauchenden nachahmen, wenn er den König nicht erzürnen wollte. In diesem Falle befanden sich der

Fürst Leopold von Dessau (später der alte Dessauer genannt), der, so oft er nach Berlin kam, an dem Tabakskollegium Theil nahm und der Minister Grumbkow. Um sieben Uhr verließ der König regelmäßig die Gesellschaft, um mit der Königin zu Nacht zu speisen, fand sich aber bald wieder bei seinen Gästen ein, die inzwischen mit kalter Küche bewirthet wurden.

Die Unterhaltung war eine sehr lebhafte und ungezwungene, denn der König liebte es, daß man ohne Rücksicht auf seine Person sich freimüthig äußerte und manches Wort ist da zu ihm gedrungen, das er wohl sonst nicht gehört haben mochte. Scherz und Witz waren ein Hauptheil der Unterhaltung und die derbsten Späße dem Könige die liebsten. Gegenstand derselben war besonders ein Mitglied des Kollegiums, das ein Gelehrter war, und sich zur Schmach der deutschen Wissenschaft aus Eitelkeit dazu hergab, den Hofnarren des Königs zu spielen.

Es war dieß der Freiherr Jakob Paul von Gundling, ein Mann von wirklich bedeutender Gelehrsamkeit, aber ohne alle Selbstständigkeit und Würde des Charakters, dazu dem Trunke im höchsten Grade ergeben und von einem falschen Stolze beseelt; um der Ehrenstellen willen, mit denen ihn der König überhäufte, gab er sich zu der verächtlichen Rolle her, die er überhaupt am Hofe, zumeist aber im Tabakskollegium, spielte. Er wurde Oberceremonienmeister, Kammerherr und sogar Präsident der Akademie der Wissenschaften, mußte es sich aber gefallen lassen, daß man ihm einst statt seines Kammerherrnschlüssels, der ihm, als er berauscht war, von einem Spaßvogel vom Rocke abgeschnitten wurde, einen großen

hölzernen dafür um die Brust hing, den er zur Belustigung der Gesellschaft acht Tage lang zu tragen verurtheilt wurde. Als ihm einmal doch das Bewußtsein seiner Schmach vor die Seele trat, versuchte er es, den schimpflichen Verhältnissen, in denen er lebte, zu entfliehen, ließ sich aber nur zu bald von der Sehnsucht nach dem Hofe und seinen vermeintlichen Ehren und Würden, wieder in sein altes Elend zurücklocken. Die Schande, die er durch sein ganzes Leben trug, lastete noch im Tode auf ihm, und beschimpft über das Grab hinaus seinen Namen. Als er starb, wurde er in einem Weinfasse begraben und die ganze Leichenceremonie war der würdige Schluß des verächtlichen Spiels mit einem Manne, der eine Zierde des deutschen Gelehrtenthums für alle Zeiten hätte sein können, wenn ihm die falsche Sucht nach Ruhm und Ehre nicht den Stempel der Lächerlichkeit für alle Zeiten aufgedrückt hätte.

Mannesmuth in ernster Stunde.

Unter den Männern, welche zu den Besuchern des oben geschilderten Tabakskollegiums gehörten, waren zwei, von denen uns die Geschichte einen bewundernswerthen Zug edlen Freimuths und männlicher Kühnheit an rechter Stelle, bewahrt hat. Diese Männer, die Generale von Buddenbrock und von Waldow, ersparten durch ihre feste, edelmüthige Gesinnung ihrem Könige die Qual der Reue, welche unfehlbar

die Folge einer raschen blutigen That gewesen sein würde und erhielten der Welt einen Fürsten, ohne dessen Eingreifen in die Geschichte seiner Zeit, wohl Europa's Gestaltung eine and're sein würde.

Zwischen dem oben geschilderten Friedrich Wilhelm I. von Preußen, und seinem Sohne Friedrich, bestand ein großer Unterschied der Gesinnung, der allmählich zu einem Zwiespalt ausartete, welcher fast einen blutigen Ausgang genommen hätte. Der Prinz, der sich der damals herrschenden französischen Sitte zuneigte, fand keinen Geschmack an den derben Gewohnheiten seines Vaters. Das fast tyrannische Hausregiment, welches derselbe führte, empörte ihn. Er verstand es nicht so gut hauszuhalten, wie sein sparsamer Vater, machte Schulden und gerieth dadurch in immer größere Verdrießlichkeiten mit dem strengen Vater, der seinem Kronprinzen, dem künftigen Beherrscher des Landes, nicht um ein Haar mehr nachsah, als etwa ein bemittelter Bürger seinem verschwenderischen Sohne. Das Tabakskollegium, die Jagden, das Exerzieren der Riesengarde, waren Vergnügungen, die dem Prinzen durchaus nicht zusagten, der es vorzog, die Werke der französischen Schriftsteller zu studiren und die Flöte zu spielen, welches Instrument er besonders liebte. Zu verschiedenen Malen kam es zwischen Vater und Sohn zu den ernstesten Auftritten, und das Mißverhältniß stieg endlich auf einen so hohen und dem Prinzen unerträglichen Grad, daß er den Entschluß faßte, sich dem Drucke, der auf ihm lastete, durch die Flucht zu entziehen. Er entwarf den Plan, zu dem Bruder seiner Mutter, dem König Georg dem Zweiten von England, zu entfliehen und hatte bereits

die ernstesten Anstalten dazu getroffen. Niemand wußte um das Geheimniß, als seine Schwester Friederike und ein junger Lieutenant von dem Garderegiment „Gensd'armes," Namens von Katte, der zu den ergebensten Freunden des Prinzen zählte. Theils die Unvorsichtigkeit dieses unerfahrenen jungen Mannes, theils Verrath falscher Diener, die die Geheimnisse ihres Herrn erlauschten, brachte das Unternehmen zur Entdeckung.

Der Prinz wurde, da er Obristlieutenant eines Regimentes war, als Deserteur gefangen genommen und mit seinem Freunde Katte auf die Festung Küstrin gebracht. Letzterem wurde auf der Stelle der Prozeß gemacht und er, da seine Theilnahme an der beabsichtigten Flucht des Kronprinzen erwiesen war, als Verführer desselben zur Desertion, zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung durch das Schwert ließ der erbitterte König auf einem Platze der Festung, dicht vor den Fenstern des gefangenen Prinzen, vollziehen. Aber noch war die Wuth des Monarchen, der den Vater über dem König und Kriegsherrn vergaß, nicht gestillt und er trachtete ernstlich danach, seinen Sohn unter das Beil des Henkers zu bringen. Wenigstens berief er ein Kriegsgericht zusammen, über welches er selbst den Vorsitz führte, trug den Generalen und hohen Offizieren desselben, den Fall vor und bestand darauf, sein Sohn, „der Obristlieutenant Fritze," wie er ihn nannte, habe den Tod verdient. Wie es bei dem tyrannischen, keinen Widerspruch duldenden Wesen des Königs zu erwarten war, stimmte die Mehrzahl der Richter ihm bei, Wenige nur wagten schüchtern einige Einwendungen zu machen und auch diese verstummten gänzlich,

als der König mit allen Geberden des Zornes seinen Stock gegen den Boden stieß und mit donnernder Stimme rief: „Sagt was Ihr wollt, dem Fritze muß der Kopf herunter!“ —

Nun aber erhoben sich die Generale Buddenbrock und Waldow, welche schon früher mit edler Heftigkeit gegen die Verurtheilung des Prinzen aufgetreten waren und protestirten laut und feierlich gegen diese Handlung der Gewalt, die der König auszuüben gewillt war. Buddenbrock riß seine Uniform auf, entblößte die Brust und rief mit edler Unerschrockenheit: „Wenn Eure Majestät Blut wollen, so nehmen Sie meines, das des Prinzen bekommen Sie nicht, so lange ich leben und sprechen darf!“ Der König war von dieser muthigen Aeußerung so betroffen, daß er einen Augenblick verstummte und vergeblich Worte aus der keuchenden Brust hervorzubringen suchte. Trotzdem gewann er es später über sich, gegen den Probst Reinbeck, der ihm vorstellte, daß sich der österreichische Gesandte von Seckendorf, im Namen des Kaisers, sehr nachdrücklich für den Kronprinzen verwendet hatte, zu äußern: „Ich werde meinen Sohn in Königsberg richten lassen, da hat mir der Kaiser und das Reich nichts zu sagen.“ Aber dieser würdige Mann entgegnete dem Wüthenden mit den ernsten Worten: „Auch in Königsberg lebt ein Gott, dem die Fürsten Rechenschaft über ihre Handlungen zu geben haben!“

Diese Antwort mag in dem Gemüthe des eigenwilligen, strengen, aber tief religiösen Königs, den Ausschlag gegeben haben. Der Kronprinz blieb über ein Jahr als Gefangener in Küstrin. Erst gegen das Ende des Jahres 1731 wurde ihm erlaubt, sich wieder in Berlin zu zeigen und als die

Vermählung seiner Schwester mit dem Erbprinzen von Baireuth gefeiert wurde, erschien er auf dem Balle, der zu Ehren dieses Ereignisses bei Hofe gegeben wurde. Aber auch hier durfte er sich nur in bürgerlicher Kleidung zeigen, erst einige Tage später, bei einem Feste, welches der kaiserliche Gesandte Graf Seckendorf gab, trat er wieder in Uniform, mit allen Zeichen seines Ranges, auf. Der harte Vater hatte ihm endlich vergeben und von nun an störte nichts mehr den Frieden zwischen Vater und Sohn. —

Der Wasunger Krieg.

In Thüringen, drei Stunden von der Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Meiningen entfernt, liegt das alte kleine Städtchen Wasungen, das in der Geschichte Deutschlands wohl kaum genannt werden dürfte, wenn es nicht der Mittelpunkt eines sonderbaren und lächerlichen Krieges gewesen wäre, der im vorigen Jahrhunderte zwischen den Herzogthümern Gotha und Meiningen ausbrach, und den man nach jenem Städtchen den „Wasunger Krieg" nennt. Zwei kleine deutsche Reichsfürsten zogen mit ihren Soldaten gegeneinander zu Felde, aus einer Ursache, die so geringfügig war, daß sie das Opfer des einzigen Menschenlebens, welches dieser Streit kostete, keineswegs rechtfertigte.

Am Hofe des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen lebten zwei vornehme Damen, die Frau des

Landjägermeisters von Gleichen und die des Regierungsrathes von Pfaffenrath, von denen jede die Erste bei Hofe sein wollte, weßhalb es zu vielen Streitigkeiten und ärgerlichen Auftritten zwischen beiden kam. Der Herzog, dessen Günstling der Herr von Pfaffenrath war, erkannte der Frau desselben den ersten Rang zu, worüber die Frau von Gleichen in einen so gewaltigen Zorn gerieth, daß es zu einem heftigen Zank der beiden Damen kam, die nur mit Mühe abgehalten werden konnten, einander die Haare zu zerzausen. Die Frau von Gleichen sollte auf Befehl des Herzogs ihrer Gegnerin knieend Abbitte leisten, und da sie sich weigerte, wurde sie durch zwei Soldaten in die Wohnung der Frau von Pfaffenrath getragen. Aber selbst diese Gewaltthat vermochte nicht sie zu zwingen, die vorgeschriebene Abbitte nachzusprechen. Hierauf führte man sie auf einem Karren nach dem Marktplatze, woselbst der Henker eine Schmähschrift, die sie gegen ihre Freundin verfaßt und verbreitet hatte, verbrannte, und warf sie sodann in das Gefängniß. Ein gleiches Schicksal hatte ihr Gemahl, der sich vergeblich bemüht hatte, seine Gattin vor den Gewaltmaßregeln des Herzogs zu schützen. Zu jener Zeit war das höchste Gericht in Deutschland, d. h. im heil. römischen Reich, das Reichskammergericht in Wetzlar, bei dem man selbst die hohen regierenden Herren verklagen konnte, wenn man Geld und gute Freunde, vor Allem aber Zeit und Geduld hatte, den Spruch abzuwarten, der in der Regel ungebührlich lang auf sich warten ließ. Der Herr von Gleichen aber mußte viele Fürsprecher in Wetzlar haben, denn weit schneller, als man erwarten konnte, erhielt der Herzog Anton Ulrich den

Spruch des Gerichts, das Gleichen'sche Ehepaar frei zu geben und für die erlittene Schmach zu entschädigen. Dieser aber ließ sich nicht einschüchtern und beachtete den Ausspruch des Gerichtshofs so wenig, daß die Gefangenen nach wie vor in ihrem Gewahrsam blieben. Endlich gelang es dem Herrn von Gleichen seine Sache an den Kaiser Franz I. selbst zu bringen, und als auch dessen Mahnung an den Herzog ohne Erfolg blieb, erhielt der Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha den kaiserlichen Auftrag, mit Truppen von der Reichsarmee in Meiningen einzurücken und den Herzog Anton Ulrich mit Waffengewalt zu zwingen, dem kaiserlichen Befehl zu gehorchen.

So standen die Dinge, als am Abend eines trüben Februartages des Jahres 1747, die Einwohner der Stadt Wasungen durch ein ungewöhnliches Ereigniß in große Aufregung versetzt wurden. Denn ein solches war es für die kleine Stadt, daß der Rathsdiener raschen Schrittes durch die engen Gassen eilte, um die Mitglieder des Rathes zu so ungewöhnlicher Stunde zusammenzuberufen. Etwas Außerordentliches mußte sich ereignet haben, aber Niemand konnte auch nur entfernt denken was, denn damals gab es noch, wenigstens für einen so kleinen Ort, keine Zeitungen; kein Dampfroß, kein Telegraph verbreitete die Nachrichten mit Blitzesschnelle durch die Welt, und die Vorgänge in dem drei Stunden entfernten Meiningen waren den guten Bürgern von Wasungen so fremd geblieben, als hätten sie sich in Tripolis ereignet.

Nach wenigen Stunden aber war das Geheimniß der außerordentlichen Rathssitzung in Aller Munde, denn ein

hochlöblicher Rath hatte keine Ursache damit hinter dem Berge zu halten, war es doch vielmehr nothwendig, daß jeder Bürger auf das Schnellste davon in Kenntniß gesetzt wurde. Ein Schreiben aus der herzoglichen Kanzlei war eingetroffen, in welchem der Rath benachrichtigt wurde, daß eine ansehnliche Kriegsmacht von Gotha gegen die Stadt Wasungen anrücke, in Anbetracht dessen der getreue Rath und die Bürger die Aufforderung erhielten, die Thore zu schließen und dem Feinde möglichsten Widerstand zu leisten. Diese Kunde versetzte den Rath und nicht weniger die Bürgerschaft in große Bestürzung. Seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges hatten die Wasunger in ungetrübtem Frieden unter sich und mit der Welt gelebt und nun wurden sie auf einmal aus ihrer gemüthlichen Ruhe herausgerissen und sollten sich gegen ihre nächsten Nachbarn mit bewaffneter Hand zur Wehre setzen, ohne daß sie die Ursache dazu kannten oder, wenn sie ihnen bekannt wurde, zu begreifen vermochten.

Aber der herzogliche Befehl war einmal da und jene Zeit kannte nichts Höheres als den hochgebietenden Willen des Landesherrn. Die einzige Vertheidigungsmacht, über die Wasungen verfügen konnte, war seine Bürgermiliz, ein Häuflein von etwa 50 schlechtbewaffneten und höchstens zu einem Ausrücken bei'm landesüblichen Vogelschießen geübten Bürgern, unter einem Lieutenant, der seine bürgerliche Hantierung bei weitem besser verstand, als das Kommando über seine Kunden, Nachbarn und Vettern. Stand es damals schon um das eigentliche deutsche Kriegsheer, die aus allen Ländern zusammengeworbene Reichsarmee, zu welcher

die kleinsten Reichsstädte ihr Theil stellen mußten, sehr mißlich, so waren die Bürgermilizen am wenigsten geeignet, einer geordneten militärischen Truppe erfolgreichen Widerstand zu leisten. Eine solche aber zog gegen Wasungen heran. Sie bestand aus den Gardedragonern des Herzogs von Gotha, mehreren Abtheilungen Infanterie und einigen Geschützen. Die Wasunger verschlossen und verrammelten ihre Thore und erwarteten dahinter die Dinge, die da kommen sollten.

Unfern von Wasungen, gegen Gotha zu, liegt das Dorf Schwallungen, bei dem der erste Posten der Landmiliz aufgestellt war, die ein Lieutenant befehligte, der früher in der Reichsarmee gedient und Feldzüge unter Prinz Eugen mitgemacht hatte. Dieser Mann hatte das Herz auf dem rechten Flecke und stellte sich mit seinem Häuflein von etwa 50 Mann, den anrückenden Dragonern keck in den Weg. Der gothaische Offizier, der den Reitertrupp kommandirte, fragte, warum hier die Landstraße versperrt sei, und erhielt die Antwort, daß es auf Befehl des Herzogs von Meiningen geschehen sei, worauf die Reiter auf die Milizen einsprengten, die nach allen Seiten auseinanderstoben.

Dabei geschah es, daß der Lieutenant in einen Graben fiel. Der alte Soldat, der Ehre im Leibe hatte, wurde über sein Mißgeschick und die feige Flucht seiner Milizen so erzürnt, daß er das weggeworfene Gewehr eines derselben ergriff und dem letzten der verfolgenden gothaischen Reiter einen Schuß nachsandte, der aber sein Ziel verfehlte. Inzwischen rückte aber auch die Infanterie nach und einer der voranmarschirenden Grenadiere streckte den Lieutnant, der

eben sein Gewehr wieder laden wollte, mit einem wohlgezielten Schusse nieder. Die flüchtigen Milizen von Schwallungen brachten die Unglücksnachricht von ihrer Niederlage und dem Tod ihres Anführers, den sie so schmählich verlassen, nach Wasungen, wo man sie anfänglich für Feinde hielt und erst nach der Erzählung ihres Schicksals, durch ein Nebenpförtchen einließ. Daß diese Hiobspost nicht geeignet war, den Muth der guten Bürger von Wasungen zu erhöhen, läßt sich denken, und Mancher, der mit Flinte und Säbel in der kalten Februarnacht vor Angst und Frost zitterte, wünschte sich heim zu Weib und Kind, an den warmen Ofen und in die friedliche Werkstatt. Nach mehrstündigem Harren auf den schrecklichen Feind fingen die armen Milizen schon an sich der Hoffnung hinzugeben, daß die Nacht ruhig vorübergehen werde, da hörte man plötzlich fernen Trommelschlag, der immer näher und näher kam, und den Hufschlag der Rosse anrückender Reiterei. Ein gothaischer Offizier ritt dicht vor das Thor und begehrte Einlaß für die Truppen seines Herzogs. Der Lieutenant der meiningen'schen Milizen stotterte mühsam die Entschuldigung heraus, daß er das Thor nicht öffnen lassen dürfe, weil ein strenger Befehl des Herzogs es verbiete. Da ertönte der Kommandoruf: „Zimmerleute vor," und bald donnerten die Axtschläge der Pionniere, die das Thor einhieben, das nicht allzulange widerstand, und krachend zusammenbrach. Die dahinter versammelten Milizen fühlten keinen Trieb, sich dem eindringenden Feinde zu widersetzen und nur mit Mühe gelang es ihrem Offizier, der selbst keiner der Herzhaftesten war, sie vom gänzlichen Davon-

laufen abzuhalten. Nun erfolgte der Einmarsch der gothaischen Truppen, zuerst eine Abtheilung der Garde zu Pferde, dann Landdragoner und die Grenadiere der Garde, endlich mehrere Kompagnieen von Feldregimentern und selbst einige Stücke Geschütz, eine so stattliche Macht, daß die Meininger Milizen im Stillen Gott für den gescheidten Einfall dankten, sich nicht gewehrt zu haben, was ihnen jedenfalls schlecht bekommen wäre. Die Truppen wurden nun einquartiert und da sie sich sehr gut und freundlich gegen die Bürger betrugen, sowie Alles, was sie außer der nöthigsten Verpflegung an Speisen und Trank erhielten, baar bezahlten, gewannen sie bald die Herzen aller Wasunger, und man vergaß schnell, daß sie als Feinde des Landesherren gekommen waren und dieser seinen getreuen Bürgern von Wasungen den Befehl ertheilt hatte, sie nicht in die Stadt zu lassen. Anfänglich glaubte man, die ungebetenen Gäste würden gleich wieder abziehen und ihren Marsch nach Meiningen fortsetzen, es verging aber ein Tag nach dem andern, ohne daß ein Zeichen baldigen Abmarsches sich kund gab. Von der Residenz aus kam der strenge Befehl an den Rath von Wasungen, den Bürgern bei hoher Strafe zu verbieten, an die fremden Truppen Lebensmittel verabfolgen zu lassen. Aber wenn auch die Wasunger dem landesherrlichen Befehl streng nachkamen, so konnten sie doch nicht verhindern, daß von der ganzen Umgegend, namentlich von der naheliegenden Stadt Schmalkalden aus, den Exekutionstruppen Brod und Fleisch, Bier und Branntwein in Menge zugeführt wurde und die gehorsamen Bürger von Wasungen wurden ihre Einquartierung nicht los, und hatten obendrein den Verdruß, mitan-

sehen zu müssen, wie Andere den Gewinn aus der Verpflegung der Truppen zogen, den sie selbst hätten in die Tasche stecken können. Dadurch erhielt ihr unterthäniger Gehorsam einen großen Stoß, und trotz der Verschärfung des Befehls kehrten sie sich endlich gar nicht mehr daran. Der Rath der Stadt hatte keine Macht, die Bürgerschaft in Gegenwart der fremden Truppen zu zwingen, das Verbot zu achten und so kam es, daß in kurzer Zeit überall für die lieben Gothaer gesotten und gebraten wurde, was nur ihr Herz wünschte und verlangte. Von nun an gestalteten sich die Verhältnisse in der „eroberten" Stadt Wasungen auf das Angenehmste für beide Theile. Die Soldaten lebten in Saus und Braus, da es ihnen nicht an Geld fehlte, und die Bürger steckten den Gewinn ein und hatten überdieß ihre Freude an den Paraden und dem Zapfenstreich, wie an den großen schönen Gardesoldaten, die der Herzog von Gotha hielt und um die ihn alle Fürsten des ganzen Reiches beneideten.

So wäre Alles recht schön und gut gewesen, und man hätte sich's gar nicht anders und besser gewünscht, wenn es nur auch dem Herzog von Meiningen recht gewesen wäre. Dieser hatte den Landjägermeister von Gleichen und seine stolze Frau Gemahlin aus dem Gefängniß entlassen und nach Wasungen, zu den gothaischen Truppen und dem geheimen Rath Flörke geschickt, der im Namen des Herzogs Friedrich die Exekution in Wasungen leitete; aber wider alles Erwarten fand das Ehepaar eine sehr kühle Aufnahme bei seinen Befreiern. Der Abzug der Gothaer ließ von Woche zu Woche auf sich warten, und endlich ent-

faltete der Frühling seine ganze Pracht und das Pfingstfest kam heran, ohne daß sich die Zustände in Wasungen nur um ein Haar verändert hätten. Am ersten Pfingstfeiertage fand eine große Parade der Truppen statt und Alles war in der fröhlichsten Stimmung, die nur der Regen, der am Morgen des zweiten Pfingsttages herabströmte, einigermaßen zu trüben vermochte. Bald aber vergassen die guten Wasunger ihren Aerger über die schlechte Witterung, denn ein fast gar nicht mehr erwartetes Ereigniß versetzte sie in die größte Aufregung. Unter den Gothaern machte sich eine große Unruhe bemerkbar. Man flüsterte sich in die Ohren, es ziehe eine große Truppenmacht von Meiningen heran, um die Gothaer zu überfallen, und Andere wollten dagegen wissen, diese rüsteten sich zum Aufbruche nach Meiningen, um den Herzog zu überfallen, der aber schon seit längerer Zeit seine Residenz verlassen hatte und in Frankfurt lebte, von wo aus er seinen kleinen Staat regierte.

Gegen Abend versammelten sich die Gothaer wirklich auf ihren Allarmplätzen und nach kurzer Zeit marschirten, oder liefen sie vielmehr, in der buntesten Unordnung über Hals und Kopf zum Thore hinaus, gegen Gotha zu.

Da kehrte sich denn der Respekt, den die Wasunger bisher vor ihren Gästen gehabt hatten, plötzlich in das Gegentheil um und die derbsten Spottreden begleiteten die Flüchtlinge, denn anders konnte man eine Schaar so pflichtvergessener Soldaten nicht nennen, die plötzlich auf ein Gerücht vom Anzuge des Feindes hin, ohne alle Ordnung, mit Zurücklassung von Gepäck und Geschützen, aus eben der Stadt davonliefen, in die sie einst so stolz und stattlich eingezogen

waren. Kein Wunder, daß die Milizen, die diesem Feinde einen so schwachen Widerstand entgegengesetzt hatten, sich plötzlich bedeutend in ihrem Muthe gehoben fühlten, sie drangen in die Häuser um nach zurückgebliebenen, verspäteten Gothaern zu suchen, nahmen die Kranken, die nicht mit davonlaufen konnten, kriegsgefangen, besetzten auf's Neue die Thore und feierten ihren „Sieg" in allen Wirthshäusern mit einem großen Trinkgelage, bis die Hälfte unfähig war, am Tische zu sitzen, geschweige denn das Gewehr mehr zu handhaben.

Von Meiningen her war inzwischen ein starkes Korps Jäger und Milizen eingetroffen, die, was das Trinken anbetraf, mit den Wasungern gewaltig wetteiferten, so daß man nicht wußte, wem man den Vorzug der Tapferkeit in dieser Beziehung geben sollte. Noch waren es die wenigsten dieser Helden satt, ihre Kehlen anzufeuchten und von ihren Kriegsthaten zu erzählen, als plötzlich lauter Trommelschlag in den Gassen erscholl und der Ruf ertönte: „die Gothaer kommen wieder." Wie vor einigen Stunden die Gothaer, so liefen und taumelten jetzt die halb- oder ganz betrunkenen Wasunger in größter Verwirrung umher und nur mit größter Anstrengung gelang es, ein kleines Häuflein solcher in einiger Ordnung aufzustellen, die noch zur Noth auf ihren Füßen stehen konnten. Nach einem kurzen Gefecht, das zwischen den meiningen'schen Jägern und den wieder zurückgekehrten gothaischen Grenadieren an der Werrabrücke stattfand, bei dem indeß nur wenige leichte Verwundungen stattfanden, zogen sich die Jäger zurück und am Thore zerstreute ein Kanonenschuß die meiningen'schen Küraßiere, die

den Jägern nachrückten, so daß die Gothaer bei anbrechendem Tage wieder im Besitz der Stadt waren. Die Ursache ihres raschen Wiederkehrens nach ihrer räthselhaften Flucht, war die plötzliche Ankunft eines höheren Offiziers, den der Herzog Friedrich nach Wasungen gesandt hatte, mit dem Befehl, die Stadt bis auf den letzten Mann zu halten. Er traf die Truppen in voller Flucht auf der Straße nach Gotha, doch seiner Entschlossenheit gelang es, die Flüchtigen zum Stehen und zur Umkehr nach Wasungen zu bringen.

Nach diesem mißglückten Versuche wurden von Seite Meiningens keine weiteren Ansprüche mehr gemacht, die Stadt Wasungen wieder zu „erobern." Die Gothaer blieben fast ein ganzes Jahr daselbst, und der Streit zwischen Herzog Anton Ulrich von Meiningen und Herzog Friedrich von Gotha zog sich in die Länge und verwickelte sich durch andere Ereignisse immer mehr, so daß sein Ende nicht abzusehen war. Der Herzog von Weimar war nämlich inzwischen gestorben und hatte in seinem Testamente den Herzog von Gotha zum Vormund über seinen unmündigen Prinzen bestellt. Dagegen protestirte Herzog Anton Ulrich, der ebenfalls Ansprüche auf die Vormundsstelle über den jungen Herzog zu haben glaubte. Darüber entbrannte der Streit zwischen Meiningen und Gotha auf's Neue und in so heftiger Weise, daß bei der Starrheit beider Fürsten, die der Wasunger Krieg auf das Bitterste entzweit hatte, das Aergste zu befürchten stand. Endlich erklärte sich Anton Ulrich bereit, die Vermittlung des Königs Friedrich II. von Preußen anzunehmen, dem es gelang, den Herzog von Gotha, gegen Ueberlassung der Vormundschaft, zum Zurückziehen

seiner Truppen aus Wasungen und zum Verzicht auf die beträchtlichen Kriegskosten zu bewegen.

So endete der berühmte Wasunger Krieg, den die Hoffahrt und Eitelkeit zweier rangsüchtigen Frauen veranlaßt hatte, und dessen Möglichkeit ein treues Zeugniß gibt für die zerrütteten Zustände des damaligen heil. römischen Reichs, deutscher Nation, wie für die Machtlosigkeit seines Oberhauptes, des Kaisers. Der Herr von Gleichen und seine Frau lebten später in Römhild und starben beide kurz nach dem Ausgang des Streites.

Der Ziethen'sche Husar.

In der kleinen Stadt Parchim, im Meklenburgischen, lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Ackerbürger, Namens Martin Kurzhagen, mit seiner Familie, die aus seinem Weibe und zwei Söhnen bestand. Während der ältere derselben, Hans, sich mehr um den Feldbau bekümmerte, lag dem jüngeren, Michael, die Pferdezucht am Herzen, die sein Vater, wie die meisten Mecklenburger Bauern, daneben trieb.

Er war schon in seiner frühesten Jugend ein kecker und verwegener Reiter und es war daher nicht zu verwundern, daß er, als einige Jahre vor Ausbruch des Krieges, den Friedrich der Große, König von Preußen, sieben Jahre lang mit der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich führte,

eine preußische Husarenabtheilung, um Pferde für die Armee einzukaufen, nach Parchim kam, die Lust zu erkennen gab, selbst Soldat zu werden.

Seine Eltern waren wohl nicht damit einverstanden, und er war ein zu gehorsamer Sohn, um etwas gegen ihren Willen zu unternehmen, als sie aber sahen, wie die Leidenschaft Michaels für das Soldatenwesen ihn bereits so sehr beherrschte, daß er keinen andern Gedanken mehr hatte, gaben sie, wiewohl mit schwerem Herzen, ihre Einwilligung, und Michael ließ sich bei dem Husarenregimente des damals schon berühmten Generals Ziethen anwerben. Als im Jahre 1763 der Krieg begann, zog Michael als Gemeiner mit seinem Regimente aus, nicht ohne zuvor von seinen Eltern gesegnet worden zu sein, die sich mit großer Bekümmerniß und unter vielen Thränen von ihm trennten.

Michael Kurzhagen wurde ein vortrefflicher Soldat, als Reiter that es ihm Keiner zuvor, und die wildesten Pferde wußte er zu bändigen, daß sie sich wie Lämmer regieren ließen. In der Schlacht war er überall voran; er drang mit Löwenmuth in den Feind, schonte aber des Ueberwundenen und Wehrlosen, und verhinderte, wo er es konnte, die Zügellosigkeit, die sich der Uebermuth und häufig auch die Noth des Soldaten gegen die unglücklichen Bewohner des Kriegsschauplatzes zu Schulden kommen läßt. Bald nach Beginn des Feldzugs wurde er Unteroffizier, und damit schien er die höchste Stufe der Ehren und des Ranges, die ein Bürglicher in jener Zeit im Kriegsdienste ersteigen konnte, bereits erreicht zu haben. Aber Michaels Ehrgeiz strebte weiter. Er hatte schon in der Schule seiner Vater-

stadt etwas Tüchtiges gelernt, und war als Soldat, mitten im Kriege, im Quartier wie im Feldlager, nicht müßig, Das nicht nur nicht zu vergessen, sondern noch mehr dazu zu lernen, und besonders was zum Soldatenberuf, außer der Führung der Waffen, noch zu wissen nöthig ist. Denn das bloße Dreinschlagen allein ist nicht genug, wenn's einer weiter bringen will, und es gibt da gar mancherlei, wovon sich mancher junge Fant nichts träumen läßt, der zu den Soldaten läuft, weil ihm der Helm oder der Tschako, der tressenbesetzte Rock, der klirrende Säbel und die langen Sporen gerade gefallen. — Es war am 25. August 1758, als die Russen, 50,000 Mann stark, bei dem Dorfe Zorndorf mit der preußischen Armee, die nur 30,000 Mann zählte, aber von ihrem kriegskundigen König selbst befehligt wurde, zusammenstießen. Die Schlacht begann um 8 Uhr Morgens und war eine der blutigsten des ganzen siebenjährigen Krieges. Der russische General Fermor drang mit seiner Kavallerie in das preußische Fußvolk, das von einer fürchterlichen Kanonade der russischen Artillerie so entsetzlich gelichtet wurde, daß die Lücken nicht rasch genug geschlossen werden konnten. Die Preußen wankten, und der russische Feldherr glaubte bereits den Sieg in Händen zu haben, als Friedrich seinen Generalen Seidlitz und Ziethen Befehl gab, in die russische Kavallerie einzuhauen. Dieß geschah mit einem so fürchterlichen Anprall, daß die Russen auf ihre eigene Infanterie zurückgetrieben wurden, und diese, die gleichzeitig von preußischem Fußvolk, das frisch zu Hilfe gekommen war, angegriffen wurde, in Verwirrung gerieth. Hier war es nun, wo unser Michael sich als ein braver Soldat

besonders hervorthat. Er sprengte mit seiner Eskadron, von der alle Offiziere gefallen oder wenigstens verwundet und kampfunfähig waren, durch das brennende Zorndorf gegen die russischen Reiter an, entriß einem Kornet (Fahnenträger der Kavallerie) die Standarte, nahm ein Dutzend der zersprengten russischen Dragoner gefangen und hatte das Glück, mit Ausnahme einer leichten Wunde am Arm, unversehrt davonzukommen. Diese Waffenthat, die unter den Augen des Königs geschah, brachte ihm die Ernennung zum Kornet, und damit hatte er die erste Stufe der Offizierrangleiter erstiegen. Die blutige Schlacht bei Zorndorf, die trotz der zahllosen Menschenopfer doch eigentlich unentschieden blieb, wenngleich der Verlust der Russen an Menschen und Geschütz ein ungleich größerer war als der der Preußen, hatte besonders viele Offiziere gekostet, und es mußte daher dem König darum zu thun sein, die Lücken unter den Führern baldigst durch tüchtige und erprobte Leute auszufüllen. Die Vorzüge der Geburt traten hier gegen das Verdienst im Kriege in den Hintergrund, und Michael Kurzhagen, der Bauernsohn von Parchim, erhielt nach der Schlacht die Stelle des gefallenen Cornets seiner Schwadron im Regimente Ziethen.

Daß er dabei nicht stehen blieb, könnt Ihr Euch denken. Der Krieg währte lange genug und war so reich an großen Schlachten, daß unser Michael nicht um die Gelegenheit besorgt sein durfte, sich ferner auszeichnen zu können.

Er war schon zum Lieutenant vorgerückt, als er in dem Treffen bei Landshut in Schlesien von einem östreichischen Dragoner einen so gewaltigen Säbelhieb über den

Kopf erhielt, daß er lange Zeit in den Feldlazarethen schmachten mußte, aber seine ungeschwächte Jugendkraft unterstützte die Bemühungen der Feldärzte, ihn dem Leben zu erhalten. Außer seiner Tapferkeit bewährte er kurz vor Beendigung des Krieges auch seine Schlauheit und Geschicklichkeit durch Wegnahme eines großen feindlichen Munitionstransports, in Folge deren er zum Rittmeister bei derselben Eskadron ernannt wurde, in welche er einst als Gemeiner eingetreten war.

Der Zufall fügte es, daß der Rittmeister Kurzhagen auf dem Heimmarsche in die Friedensgarnison in seine Vaterstadt Parchim einrückte. Die Bewohner der Stadt waren in Schaaren den tapferen Truppen entgegengezogen, die nach siebenjährigen schrecklichen Kämpfen und den härtesten Entbehrungen, mit Eichenlaub geschmückt, zur verdienten Ruhe des Friedens zurückkehrten. Michael hatte seinen alten Eltern Nachricht von seiner Ankunft gegeben, und da denselben ihre Gebrechlichkeit nicht erlaubt hatte, mit den übrigen Einwohnern den Truppen bis vor die Stadt entgegenzugehen, so harrten sie des geliebten, langentbehrten Sohnes, unterstützt von ihrem Pfleger Hans, am Marktplatze, wo sich das Regiment aufstellte. Kaum erblickte der wackere Sohn das greise Paar, als er vom Pferde sprang, vor den Augen seiner Soldaten in die Arme des Vaters, der Mutter und des Bruders stürzte, und unter Thränen der Freude über dieses glückliche Wiedersehen heiße Küsse auf ihre Lippen drückte. Sie durften fortan nimmer von seiner Seite, und als am dritten Tage das Regiment weiter nach seiner Garnison, der Hauptstadt Berlin zog, mußte sie Hans in einem

bequemen Wagen dem Zuge nachführen. In Berlin angekommen, bezog der Rittmeister Kurzhagen eine schöne Wohnung, in welcher er seinen alten Eltern hübsche, doch ihren Gewohnheiten angepaßte Gemächer einrichten ließ. Auch mußten sie alle Tage an seiner Tafel mitspeisen und an seiner Seite sitzen.

Bald darauf lernte der Rittmeister, der sich noch in der Blüthe der männlichen Jahre befand, ein hübsches und reiches Fräulein aus einer vornehmen adeligen Familie kennen, und da die Offiziere der siegreichen Armee Friedrichs des Großen damals allgemein gefeiert wurden, so gaben die stolzen Eltern der jungen Dame, ohngeachtet des geringen Herkommens des Bräutigams, und um so lieber ihre Einwilligung, als ihnen der edle Charakter desselben eine Bürgschaft für das Glück ihrer Tochter war. Der König, welcher den Heldenmuth des Rittmeisters in fast allen Schlachten des beendeten Krieges nicht vergessen hatte, übersandte ihm am Hochzeitstage das Kreuz des Verdienstordens. Es war eine große, und aus den ersten Familien der Residenz bestehende Hochzeitsgesellschaft versammelt, und zur Seite des Brautpaares saßen die Eltern des Bräutigams in ihrer schlichten Mecklenburger Landtracht. Darüber rümpften einige stolze Junker die Nase gewaltig, und meinten, das sei eine zu große Selbstherabwürdigung des Rittmeisters, die er sich bei einem solchen Feste und in Gegenwart so vieler Personen des höchsten Adels nicht hätte zu Schulden kommen lassen sollen. Das hörte der General von Ziethen, der ebenfalls bei dem Hochzeitsschmause gegenwärtig war, und beschloß, den jungen Herren eine fühlbare Rüge ihres herz-

losen Benehmens zu ertheilen. Beim Abschiede von dem Brautpaare lud er sich mit seinem ganzen Offizierkorps zur üblichen Nachfeier der Hochzeit ein und erfreute damit den Rittmeister auf das Höchste, der mit leidenschaftlicher Verehrung an seinem Chef hing und sich so großer Ehre nicht versehen hatte. Wenige Tage später wurde daher ein nicht minder großes Gastmahl veranstaltet, und der General erschien an der Spitze aller seiner Offiziere. Diesmal aber glaubte der Rittmeister, da es mehr ein Fest war, das er dem General und seinen Kameraden gab, seine greisen Eltern nicht mit zur Tafel ziehen zu dürfen wie bei seiner Hochzeit, die er als ein Familienfest betrachtete. Kaum aber hatte der wackere Ziethen Platz an der Tafel genommen, als er die beiden Alten vermißte und laut über die Tafel hinüberfragte: „Wo sind Ihre würdigen Eltern, Herr Rittmeister? Lassen Sie sie doch gleich herkommen.“ Und als Kurzhagen noch einen Augenblick zögerte, stand der General selbst auf, holte die alten Leute, führte sie an die Tafel und setzte sich in ihre Mitte. Nachdem er sich lange auf das Herzlichste mit ihnen unterhalten, stand er auf, füllte sein Glas und rief den verblüfften Offizieren zu: „Wohlan, meine Herren, auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Eltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!“

Kurze Zeit darauf ernannte Friedrich II. den wackern Husarenoffizier zum Major und ließ ihn zur Hoftafel laden. Da war denn nun natürlicherweise eine sehr vornehme Gesellschaft versammelt und mancher der hochadeligen Herren mochte scheel dazu sehen, daß dem bürgerlichen Major eine solche Ehre widerfahren, nach der sich mancher Adelige Zeit

seines Lebens vergeblich gesehnt. Plötzlich rief der König in seiner bestimmten, barschen Weise Kurzhagen zu: „Von was für einem Hause stammt Er?“ — „Von einem sehr geringen,“ war Kurzhagens Antwort, „meine Eltern sind Ackerbürger aus Parchim im Mecklenburgischen, aber bei Gott,“ setzte er mit edler Begeisterung hinzu, „ich möchte sie doch um keine andere Eltern der Welt vertauschen.“

Der große König konnte sich der Rührung über diese offene Aeußerung des wackeren Sohnes nicht enthalten. „Das heißt edel gedacht,“ rief er aus, und reichte über die Tafel hin die Hand dem Manne, der, als Mensch und Soldat gleich achtungswerth, die Pflichten des Sohnes heilig hielt über Alles.

Kaiser Joseph und der Amtmann.

Ein Bauer, aus einem Dorfe in der Nähe der böhmischen Stadt Budweis, hatte einmal das Unglück, einen Hasen, der in seinem Getreidefelde viel Verwüstung anrichtete, mit einem Stein so zu treffen, daß er augenblicklich todt blieb. Das wäre nun an sich gerade kein Unglück gewesen, aber der Jäger des Gutsherrn, dem die Jagd gehörte, kam zufälligerweise dazu, zeigte die Frevelthat des Bauern dem Amtmann an und dieser ließ den Hasentödter geschlossen in den Thurm werfen. In jener Zeit, es war im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, wurde das Wild noch so

gehegt und gepflegt, daß die Landleute alle Nächte ihre Fluren bewachen mußten, damit sie nicht über Nacht von dem, schaarenweise aus den Wäldern hervorbrechenden Wilde ganz und gar abgefressen wurden. Die Erlaubniß es zu verscheuchen war wohl gegeben, keineswegs aber die, es zu tödten, und unser Bauer hatte mit seinem unglücklichen Wurf nach dem Hasen, der diesem das Lebenslicht ausblies, ein Kapitalverbrechen begangen, weßhalb ihn denn auch der Amtmann nach kurzem Verhör, in dem der arme Bauer den ganzen Thatbestand ehrlich erzählte, ohne Weiteres in die Stadt abführen ließ, wo ihm das Urtheil gesprochen wurde, daß er sechs Wochen lang in Budweis in Ketten karren, das heißt an den Verschanzungen der Stadt mitzuarbeiten habe. Gegen einen solchen Ausspruch ließ sich in damaliger Zeit wenig oder nichts ausrichten, besonders von einem armen Bauern, der ganz und gar unter der Gerichtsbarkeit seines adeligen Herrn stand.

Der Bauer mußte daher Haus und Hof, Weib und Kind verlassen, und, mit Ketten belastet, in der Züchtlingskleidung, vor den Thoren von Budweis den Karren schieben.

Zu jener Zeit saß auf dem deutschen Kaiserthrone der Sohn der großen Maria Theresia, Joseph II., ein junger, feuriger Mann, der den besten Willen hatte, sein Volk glücklich zu machen. Er war von ganz anderem Schlage als die meisten Gewalthaber seiner Zeit, ihm galt kein Unterschied des Standes, Edelmann, Bürger und Bauer waren ihm gleich vor dem Gesetz, die Vorrechte der höheren Stände suchte er abzuschaffen und Aufklärung und Duldsamkeit in

Glaubenssachen zu verbreiten, aber die eingewurzelten Vorurtheile seiner Zeit, und der Haß derer, die in ihren althergebrachten Rechten durch seine neuen Einrichtungen sich gekränkt fühlten, setzten seinen Bestrebungen eine so unübersteigliche Schranke entgegen, daß er seine hochherzigen Absichten nur halb zu erreichen vermochte. Doch war sein Wirken trotzdem kein vergebliches, und die Saat, die er zum Heil der Völker gelegt und gepflegt, ist dennoch zur Reife gekommen.

An einem schönen Septembermorgen des Jahres 1771 schob jener Bauersmann, der einem Hasen das Leben abgekürzt hatte, in stiller Ergebung seinen Karren vor sich her, und die Ketten, die er an seinen Füßen schleppte, rasselten gar schauerlich durch die Morgenstille. Da kam ein noch junger Mann in langem lichtblauen Oberrock des Weges daher, und blieb, als er den Bauern mühsam mit seinem schweren Karren den Hügel heraufkommen sah, mitleidig vor ihm stehen. Er konnte sich zwar nichts anderes denken, als daß er hier einen schweren Verbrecher vor sich habe, aber selbst das verschuldete Unglück ging ihm zu Herzen. „Was hast Du verbrochen?" fragte er den Bauer. „Verbrochen?" entgegnete dieser, „Herr, ich weiß nicht, ob's ein Verbrechen war, daß ich einen Hasen, der allnächtlich meinen Acker verwüstete, todtschlug, und dieß nicht einmal absichtlich, sondern aus einem unglücklichen Zufall." „Unmöglich", staunte der Unbekannte, „und deßhalb mußt Du hier in Ketten an den Schanzen arbeiten?" „Nur deßhalb, Herr", erwiederte der Bauer, „hat mich der Amtmann, der mich ohnedieß schon lange nicht leiden konnte, zu dieser



gez. v. Perlberg. lith. v. J. Löhnes.

Kaiser Joseph und der Amtmann.

Strafe verurtheilt.“ Empört über diese Mittheilung, und von Mitleid mit dem unglücklichen Opfer solcher Ungerechtigkeit erfüllt, zog der Fremde seine Börse, reichte dem Bauer einige Goldstücke, und begab sich in die Stadt, geradezu in das Bureau des Amtmanns.

Dieser, der in dem Fremden einen Offizier vermuthete, war zwar anfänglich sehr höflich und nach seiner Art herablassend, als aber der vermeintliche Offizier den Amtmann wegen seiner ungerechten Verurtheilung des Bauern zur Rede stellte, und mit ziemlich bestimmten Worten die augenblickliche Freilassung desselben verlangte, fuhr dieser ergrimmt empor und schrie ihn an: „Herr, was nehmt Ihr Euch heraus? Glaubt Ihr, ich lasse mir von Jedem, der da her kommt, mir nichts, dir nichts, Befehle ertheilen? Wer gibt Euch das Recht, so mit mir zu sprechen und meine Handlungen zu kritisiren? Ich kann thun, was mir beliebt, und habe mir von den Offizieren nichts befehlen zu lassen“. — „Nun“, erwiederte der Fremde, „wenn Ihr auch Recht haben mögt, daß Euch die Offiziere nichts zu befehlen haben, so habt Ihr Euch doch gegen den Kaiser, Euren Herrn zu verantworten“, und mit diesen Worten riß er den Oberrock auf, unter dem der entsetzte Amtmann den Stern auf der Brust des Fremden und den Orden des goldenen Vließes um seinen Hals erblickte.

„Gnade, Gnade, Ew. Majestät,“ stammelte er und sank in die Kniee.

„Nein, keine Gnade, Gerechtigkeit dem Unterdrückten, und Gerechtigkeit dem Unterdrücker“, sprach zürnend der Kaiser. Und mit einer Handbewegung gebot er den be-

stürzten Dienern des Gerichts, den Angeklagten augenblicklich abzuführen, und den Bauern seiner Fesseln zu entledigen und in das Gasthaus zu geleiten, welches der Kaiser bewohnte.

Der arme Bauer konnte sich über die plötzliche Wandlung seines Schicksals kaum fassen. Er warf sich, vor Freude weinend, dem gütigen Kaiser zu Füßen, umklammerte seine Kniee und stammelte rührende Worte des Dankes. Der Kaiser entließ ihn so reichlich beschenkt, daß er sich noch einen größeren Acker und einige Stücke Vieh kaufen und damit den Grund zu einem Wohlstand legen konnte, den zu erreichen er sich nie träumen ließ. Der ungerechte Amtmann aber mußte auf Befehl des Kaisers die Ketten tragen, die man dem Bauern abgenommen und den Mißbrauch der Gewalt, die ihm sein Amt gegeben, durch Entsetzung von demselben und längeres Gefängniß büßen.

Mozart und Schikaneder.

Das größte musikalische Genie, welches unser Vaterland aufzuweisen hat, und das, bis jetzt wenigstens noch, durch kein zweites übertroffen wurde, war Wolfgang Amadeus Mozart, geboren 27. Januar 1756 in Salzburg, und gestorben in Wien am 5. Dezember 1792.

Schon in seinem sechsten Jahre war er ein so fertiger Klavierspieler, daß sein Vater, der ebenfalls ein bedeutender Musiker und Komponist war, eine Kunstreise nach Wien

mit ihm unternehmen konnte, die er einige Jahre darauf in Gesellschaft seiner, gleichfalls musikalischen, Tochter Maria Anna wiederholte und über den größten Theil von Süd-Deutschland, in die Niederlande und nach Frankreich und England ausdehnte. Schon in Paris gab der junge Mozart seine ersten Kompositionen heraus, und mit 14 Jahren reiste er nach Italien, um sich in der Kompositionslehre zu vervollkommnen. Aber bald überflügelte er alle seine Lehrer, und mit 21 Jahren hatte er, nachdem er schon früher mehrere Opern geschrieben, die mit großem Beifall gegeben wurden, einen so großen Erfolg mit der Oper „Idomeneo", daß sein Ruf als Komponist die weiteste Verbreitung fand. Bald darauf komponirte er „die Entführung aus dem Serail" (1782), dann „Figaro's Hochzeit," und erhielt nun eine Anstellung als Kapellmeister am kaiserlichen Hofoperntheater in Wien, in welcher Eigenschaft er die Opern „Don Juan", die zuerst 1787 in Prag aufgeführt wurde, „Cosi fan tutti" und „Titus" (1791) zur Aufführung brachte, durch welche er in die erste Reihe der deutschen Komponisten gestellt wurde und selbst alle italienischen siegreich aus dem Felde schlug. Als Mozarts Ruhm schon die ganze gebildete Welt erfüllte, war er immer noch der bescheidene, anspruchslose Mann, der nicht nach Ruhm und Ehre trachtete und sich genügen ließ, wenn sein Verdienst von denen erkannt wurde, die es zu würdigen verstanden. Am wenigsten fanden Neid und Schmähsucht Platz in seinem Herzen, diese Laster, die leider so häufig im Künstlerleben gefunden werden. An dem, gleichfalls mit Recht hochberühmten Haydn hatte er einen gefährlichen Nebenbuhler, und dennoch

gestand er freimüthig zu, daß er Vieles von ihm gelernt habe und ihn als den ersten jetzt lebenden Komponisten Europa's verehre. Ein, noch auf sehr tiefer Stufe der musikalischen Ausbildung stehender Komponist glaubte sich ihm einst dadurch gefällig zu zeigen, daß er über die Werke Haydns ungünstig urtheilte und dessen Kompositionsweise herb tadelte. Da kam er aber schlecht an, denn Mozart erwiederte ihm entrüstet: „Herr, wenn man Sie und mich zusammenschmelzen könnte, so würde doch lange noch kein Haydn daraus.“ Eine andere Eigenschaft Mozarts, die wir in der Weise, wie sie sich bei ihm ausprägte, gerade nicht nachahmungswerth nennen wollen, die aber immer als ein Beweis seiner kindlichen Herzensgüte gelten kann, war seine grenzenlose Uneigennützigkeit. Er verwerthete seine Kompositionen ungemein gering. Seine rasche Art zu arbeiten, verleitete ihn, wenig Werth auf Einzelnes zu legen und so fertigte er denn aus reiner Gefälligkeit für Bekannte Vieles, ohne je einen Heller Honorar dafür zu sehen. Diese Gutmüthigkeit wurde nun überdieß gemißbraucht, Abschriften von seinen Kompositionen gemacht und an Musikalienhändler verkauft, ohne daß man Mozart nur darum anging, am allerwenigsten, daß man ihm etwas dafür bezahlte.

Am Morgen eines schönen Maitages des Jahres 1791 kam Mozart zu dem Schauspieldirektor Schikaneder in Wien und fand diesen in sehr düsterer Stimmung in seinem Zimmer sitzen. Auf die Frage, was ihm fehle, antwortete Schikaneder, daß er durch mehrere verunglückte Unternehmungen in sehr mißliche Verhältnisse gekommen sei und keinen Ausweg mehr sähe, wie er sich retten könne. „Nur

Eines vermöchte mich dem Untergang zu entreißen", rief Schikaneder aus und ergriff Mozarts Hand, „aber dieses Eine kann Niemand schaffen als Sie!"

„Ich?" erwiederte Mozart erstaunt. „Wie könnte ich Ihnen helfen, und womit?"

„Schreiben Sie mir eine Oper, aber keine wie man sie jetzt hat und wie sie die Italiener auf das Theater bringen," sagte Schikaneder. „Es muß so etwas ganz Volksthümliches, ganz dem Geschmack unsers Wiener Publikums Angemessenes sein. Ich liefere Ihnen den Text, ich lasse prächtige Dekorationen dazu malen, Alles wie man's eben jetzt haben will."

Mozart wußte lange nicht recht, ob er den Antrag annehmen oder ablehnen sollte. Er war gerade mit einigen größeren Kompositionen beschäftigt, die seine Zeit in Anspruch nahmen, aber der Jammer des Theater-Direktors ging ihm zu Herzen, er konnte Niemanden unglücklich sehen und die rührenden Bitten Schikaneders machten ihn vollends unfähig, ihm einen Abschlag zu geben.

„Aber," meinte er, „wie fangen wir denn die Sache eigentlich an?"

„Sehen Sie, Mozart," sagte Schikaneder ganz entzückt, daß dieser auf seine Bitte einging, „ich habe mir ein ganz famoses Sujet zu meinem Text gewählt, da ist so allerlei Romantisches und Geisterhaftes, Komisches und Ernstes untereinander gemischt, daß sich ein Jeder etwas davon herausklauben kann. Das Publikum ist ein vielköpfiges Ungeheuer, was dem Einen gefällt, das mag der Andere nicht, Jedem kann man nicht recht thun, wenn man aber Jedem wenigstens

etwas gibt, und alles mit einem so vortrefflichen Kitt verbindet, wie ihn Ihre Musik mir liefern soll, so kommt gewiß ein Ganzes heraus, das Jedem gefällt."

„Aber," wollte ihn Mozart unterbrechen, dem es nicht recht eingehen wollte, daß er zu einem anscheinend so planlosen Text eine Musik schreiben sollte.

„Nur kein Aber, bester Freund," fuhr Schikaneder fort, „Sie werden meinen Text ganz annehmbar und kompositionsfähig finden, sobald er nur fertig ist. Und, wenn Sie mir's nicht übel nehmen wollen," fuhr er fort und eilte ans Klavier, „so will ich Ihnen auch gleich einmal vorspielen, wie ich mir die Lieder denke, die dem Volke gefallen sollen."

Und nun fing er an, das bekannte Papagenoliedchen auf dem Klavier zu spielen: „Ein Vogelfänger bin ich ja, stets lustig heissa hopsasa!" und noch einige andere Lieder, die Mozart auch wirklich, wenigstens in ihren Grundzügen, bei seiner vortrefflichen Komposition der „Zauberflöte" beibehalten hat.

Der Gedanke, einen anderen Menschen durch sein Genie aus drückender Lage zu befreien, begeisterte den guten Mozart so sehr, daß er über Hals und Kopf anfing zu komponiren, und selbst nicht unwillig darüber wurde, wenn Schikaneder bei den für das Volk berechneten Liedern und Duetten noch immer etwas zu mäkeln und zu feilen hatte.

Inzwischen hatte sich das Gerücht, daß Mozart eine Oper für das Schikaneder'sche Theater komponire, schon in ganz Wien verbreitet, und man sah dem Tag, welcher zur ersten Aufführung der Oper bestimmt war, mit der größten

Spannung entgegen. Alle Plätze des Hauses waren schon für die ersten zwanzig Vorstellungen verkauft, ehe Mozart noch die Ouverture geschrieben, und die sämmtlichen Dekorationen gemalt waren. Da Schikaneder in der That ein tüchtiger Theaterdirektor war, so konnte man mit Recht erwarten, daß er, im Verein mit Mozart, etwas Außergewöhnliches vorführen werde, und diese Erwartung wurde auch nicht nur nicht getäuscht, sondern noch in der glänzendsten Weise übertroffen. An dem Tage, an welchem die Theaterzettel an den Straßenecken klebten, die die erste Aufführung der „Zauberflöte, von Emanuel Schikaneder, mit Musik von Herrn Kapellmeister Mozart" ankündigte, war ganz Wien in Bewegung. Jedermann, selbst wenn er auch nicht die entfernteste Aussicht hatte, in das Schauspielhaus selbst zu kommen, brachte den Abend wenigstens in dessen Nähe zu, um sogleich von Freunden und Bekannten die Nachricht aus erster Hand zu erhalten, wie das Stück sei und wie es gefallen habe. Es war ein Ereigniß für das damalige Wien, diese erste Aufführung der „Zauberflöte", und der Erfolg derselben ein ungeheurer, wie ihn noch nie eine andere Oper oder ein Schauspiel errungen hat. Der Zweck Schikaneders, sich aus seiner Bedrängniß zu retten, war nicht nur vollkommen erreicht, sondern er wurde auch durch die Oper, die über hundertmal nach einander aufgeführt wurde, zum reichen Mann.

Nun, werden meine jugendlichen Leser denken, hat er auch wohl dessen gedacht, dem er allein den großartigen Erfolg zu danken hatte, denn ohne Mozarts unsterbliche Musik würde man wohl heute nichts mehr von einer Zauberflöte

wissen. Leider dachte Schikaneder nicht so, und es ist eine Schande, die noch heute an seinem Namen haftet, daß er den armen Mozart, dem er sein Glück zu verdanken hatte, mit dem ärmlichen Honorar von fl. 100 für die Partitur der Oper abspeiste, und diese noch obendrein, betrügerischer Weise, in Abschriften an andere Theaterdirektoren verkaufte. Als Mozarts Freunde diesen, besonders des letztern Umstandes willen, aufforderten, Schikaneder gerichtlich zu belangen, schüttelte der gutmüthige Mann lächelnd den Kopf und sagte nur: „Das thu i nit, er is halt a Lump!"

Noch einen schlagenden Beweis der zu weit getriebenen Gutmüthigkeit Mozarts gibt folgende Anekdote: Friedrich Wilhelm II. von Preußen bot ihm die Direktion seiner Kapelle mit einem Gehalt von 3000 Thalern an, und Mozart suchte, gedrängt von den Zureden seiner Freunde, wiewohl ungern, bei Joseph II. um seine Entlassung von der Kapellmeisterstelle in Wien nach, die ihm nicht mehr als 800 fl. eintrug. „Wie," entgegnete der Kaiser sehr erstaunt und sichtlich bewegt, „Sie wollen mich verlassen?" Durch diese Frage wurde der gutmüthige Mozart so gerührt, daß er mit von Thränen erstickter Stimme ausrief: „Nein, nein, Ew. Majestät, ich bleibe!"

Leider ist nichts darüber bekannt, ob der Kaiser den Fehler Mozarts, in diesem Augenblick nicht wenigstens um eine Erhöhung seines Gehalts nachgesucht zu haben, durch eine freiwillige Aufbesserung desselben wieder gut gemacht habe.

Schillers Tod.

Manche meiner lieben jungen Leser erinnern sich wohl noch des schönen großen Festes, das am 10. und 11. November 1859 in ganz Deutschland begangen wurde und mit dem das deutsche Volk das Andenken seines Lieblingsdichters, Friedrich Schiller, ehrte, der vor hundert Jahren (am 10. November 1759) in dem kleinen Orte Marbach in Würtemberg geboren wurde. Die hohe Begeisterung, welche sich bei diesem Feste in allen Schichten und Ständen des deutschen Volkes kundgab, bewies, wie tief die Werke Schillers in den Geist seiner Nation eingedrungen, und welche hohe Liebe und Verehrung sie für ihn beseelt.

Schillers Wiege umgab nichts weniger als Glanz und Prunk, und Niemand konnte ahnen, welch' hohen Rang in der Welt der Wissenschaft und Dichtung dereinst das Knäblein erringen werde, das der Vater freudig als sein erstgebornes Söhnlein in die Arme nahm, und dazu die frommen Worte sprach:

„Du Wesen aller Wesen, zu Dir bete ich, daß Du meinem Sohn an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte."

Es fand seine Erhörung dieses schlichte Gebet. Die geistigen Fähigkeiten des Knaben entwickelten sich bald, und in seinem 16. Jahre bezog Schiller durch die Gunst des Herzogs Karl von Württemberg, an dessen Hofhaltung sein Vater, ein ehemaliger Offizier, als Garten-Inspektor angestellt war, die Karlsschule zu Stuttgart, eine Art von

Universität mit militärischer Einrichtung. Er studirte Medicin, und erhielt nach Vollendung seiner Studien eine Stelle als Militärarzt. Seinem Feuergeiste sagten indeß die strengen soldatischen Formen, in denen er sich bewegen mußte, wenig zu, und nachdem er das Schauspiel „die Räuber" geschrieben, das zuerst in Mannheim gegeben wurde und ungeheuern Beifall erregt hatte, verließ er Stuttgart, und lebte als Schriftsteller unter den kärglichsten Verhältnissen, bis ihn, dessen Ruf durch seine Dramen „Fiesko", „Kabale und Liebe", „Don Carlos" die ganze gebildete Welt erfüllt, und dessen Gedichte ihn bereits zum Liebling des deutschen Volkes gemacht hatten, der edelsinnige Beschützer der Wissenschaften und Künste, Herzog Karl August von Weimar, an seinen Hof berief, wo er in Gemeinschaft mit dem Dichter Joh. Wolfgang v. Göthe in leidlichen Verhältnissen der Dichtkunst lebte. In diesen Jahren der Muße schrieb er die Dramen „Wallenstein", „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell", bearbeitete Shakespeare's „Macbeth" und Gozzi's „Turandot" und erfreute sich nach langen Drangsalen an der Seite einer geliebten Gattin in ziemlicher Sorgenfreiheit des glänzenden Erfolgs seiner Werke. Doch schon lag der Keim des Todes in seiner Brust und nur zu bald sollte er sich entfalten, und Deutschland seines edelsten Sohnes berauben.

Im Winter des Jahres 1804 auf 1805 wurde Schiller sehr von einem heftigen Fieber gepeinigt, das endlich mit Beginn des Frühlings zu weichen schien und in dem Dichter die Hoffnung weckte, seinen lange gehegten Plan einer Reise in die Schweiz ausführen zu können, deren Naturschönheiten und Sitten er so treffend in seinem „Tell" geschildert hatte,

ohne daß sie jemals sein Fuß betrat. Aber leider führte schon der erste Tag des sehnlich erwarteten Wonnemonats eine heftige Verschlimmerung seines Zustands herbei. Er wurde, während er einer Vorstellung im Theater beiwohnte, von einem Fieberanfall heimgesucht, der ihn abermals auf das Krankenlager warf, von dem er nun nicht mehr erstehen sollte. Das Uebel nahm bald einen sehr beunruhigenden Charakter an, um so mehr, als auch ein älteres Leiden, heftige Brustkrämpfe, hinzugetreten war. Am 8. Mai stieg die Besorgniß seiner Familie auf das Höchste, denn der Kranke verrieth eine ungewöhnliche Aufregung. Er verlangte an's geöffnete Fenster gebracht zu werden und ließ sich sein jüngstes Töchterchen Emilie (die noch lebende Freifrau von Gleichen-Ruswurm) bringen, das er lange herzte und küßte, bis er, von Schwäche übermannt, auf die Kissen zurücksank, die er mit seinen strömenden Thränen benetzte.

Trotz seines leidenden Zustands arbeitete Schiller fast bis zum letzten Augenblicke an seinem, leider unvollendet gebliebenen, Trauerspiel „der falsche Demetrius". Auch in den wilden Fieberphantasien, die nun eintraten, hatte sein Geist fortwährend mit diesem Stücke zu thun, bis endlich am 9. Mai ein Zustand der Schwäche eintrat, der den Dichter in einen tiefen Schlaf versenkte, aus dem er nur auf wenige Minuten zu sich kam. In einem solchen Augenblicke wünschte er Naphta zu erhalten, doch war es ihm nicht möglich, das Wort ganz auszusprechen und als er zu schreiben versuchte, überfiel ihn der letzte Kampf des Todes, er haschte noch nach der Hand der Gattin und hauchte in

einem tiefen Seufzer sein theures Leben aus, mit dem Deutschland einen seiner größten — und seinen **liebsten** Dichter verlor.

Die irdischen Ueberreste Schillers wurden in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai zu Weimar der Gruft übergeben. Es war eine unfreundliche finstere Nacht. Dem Gebrauche gemäß wurde zu jener Zeit bei jedem Leichenbegängniß, das nur einfach stattfinden sollte, der Sarg von Mitgliedern einer gewerblichen Zunft getragen, und bei Schillers Begräbniß waren gerade die Schneider an der Reihe. Inzwischen war ein Freund des verstorbenen Dichters eben von einer Reise zurückgekehrt, und hatte der trostlosen Gattin die schmerzliche Sorge um die Bestattung des theuren Dahingeschiedenen abgenommen. Wenige Stunden vor dem Begräbniß traf er in einem Gesellschaftskreise mehrere Freunde Schillers und machte ihnen den Vorschlag, selbst gemeinschaftlich den Sarg zur Gruft zu tragen. Er fand die freudigste Aufnahme, und kurze Zeit vor der festgesetzten Stunde des Begräbnisses fanden sich eilf junge Männer im Trauerhause ein, unter denen der Maler Jagemann, der am Tage zuvor noch einen Gypsabdruck von dem Antlitz des großen Dichters genommen und sein Bild im Tode gezeichnet hatte, dann Stephan Schütz, Hofrath Helbig, Heinrich Voß und andere Gelehrte, Beamte oder Künstler, wie sie eben der Zufall vereinigt hatte. Die gemietheten Träger wurden abbestellt und in Schmerz versunken, standen die Freunde um den Sarg des Freundes. In tiefer Stille schritten sie unter dem Scheine zweier Fackeln, mit der theuren Bürde auf ihren Schultern, durch die finstern menschenleeren Straßen Weimars.

Der Ton eines kleinen Glöckchens allein verkündete, daß ein Abgeschiedener zur Ruhe des Grabes gebracht werde.

Aber wie Donnerhall schlug die Kunde von dem Tode Schillers an alle Herzen. Er war ein Ereigniß, das trotz der verhängnißvollen Tage, die Frankreichs kriegslustiger Kaiser Napoleon über Deutschland heraufbeschwor, nicht nur die gebildeten Kreise unseres Vaterlandes mit tiefer Trauer erfüllte, sondern auch in allen Schichten des Volkes schmerzlich gefühlt wurde. Denn Schiller war ein Dichter des Volkes! Sein „Lied von der Glocke" drang in alle Herzen, seine von edler Vaterlandsliebe glühenden Schauspiele entflammten die Gemüther zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands durch das Joch der Feinde.

Als der Friede seine Segnungen wieder über unser theures Vaterland ausbreitete, hörte man auch auf die Stimmen derer, welche für die edlen, unsterblichen Geister Deutschlands ein sie ehrendes Zeugniß der Erinnerung forderten. Der Großherzog von Weimar hatte eine Gruft für sich und seine Nachkommen erbauen lassen; eingedenk der Worte des Dichters:

„Es soll der Dichter mit dem König geh'n,
Sie beide stehen auf der Menschheit Höh'n"

glaubte er, daß er auch seine Ruhestätte mit den Beherrschern des geistigen Gebietes theilen solle, und wies den Ueberresten Schillers einen Platz in der Fürstengruft an. Es kostete Mühe, die Gebeine Schillers nach 21 Jahren im Todtengewölbe der Jakobskirche zusammenzufinden, und nur mit Hülfe eines alten Dieners von ihm gelang es, den Schädel, und Theile des Gerippes, in dem Sarg zu ver-

einigen, der nun, nebst dem, welcher Göthe's Reste umschließt, an der Seite der Sarkophage der Weimarer Fürstenfamilie steht.

Im Jahre 1857 enthüllte der jetzige Großherzog von Sachsen-Weimar das Doppelstandbild der beiden Dichterheroen Schiller und Göthe, das, von der Meisterhand Rietschels modellirt, in Erzguß von J. v. Miller in München ausgeführt, neben Wielands Denkmal eine hohe Zierde der Fürstenstadt bildet. Seit Schillers hundertjährigem Geburtstag schmückt die meisten Haupt- und Residenzstädte Deutschlands sein Bild in Stein oder Erz, und wo es den Kräften der Bewohner nicht möglich war, dem allgeliebten Dichter ein solches Denkmal der Verehrung zu weihen, da wurde an diesem festlichen Tage auf irgend einem freien Platze wenigstens eine Linde gepflanzt, deren blätterreiches Dach in fernen Tagen die Enkel derer beschatten wird, die das Zeichen ihrer Liebe zu Schiller auf sie vererbten. Von Geschlecht zu Geschlecht wird das Andenken an ihn sich fortpflanzen, so lange Liebe zum Edlen und Schönen in der Brust eines Menschen wohnt.

Die Fürstin von Schwarzenberg.

Auf dem Throne von Frankreich saß der Gewaltige, der ihn auf den Trümmern der Volksherrschaft, die er zerstört, wieder errichtet und zu einem Kaiserthron erhoben hatte. Napoleon, Kaiser der Franzosen, hatte im Jahre

1810 den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht. Das kaum Glaubliche, Mährchenhafte, wie wir es in Tausend und eine Nacht von den fabelhaften Prinzen lesen, war wirklich und wahrhaftig geschehen. Ein französischer Artillerielieutenant, der Sohn eines Advokaten von Ajaccio auf der Insel Korsika, hatte sich zum Kaiser des großen mächtigen Frankreichs aufgeschwungen, und die übrigen Könige und Machthaber Europas, mit Ausnahme Englands, waren zu seinen Vasallen erniedrigt und mußten seinem Winke gehorchen. Der Krieg gegen Oestreich im Jahre 1809 war glorreich beendigt und Napoleon selbst in Wien eingezogen. Aber der Glückliche, der alle Pläne seines hochfliegenden Geistes glücklich ausgeführt und die kühnsten aller Menschenhoffnungen erfüllt sah, war dennoch unbefriedigt in seinem Innern, denn er hatte keinen natürlichen Erben, keinen Sohn, auf den er all die blutig erkaufte Herrlichkeit und Größe einst übertragen konnte.

Der Gedanke entstand in seiner Seele, das alte österreichische Kaiserhaus auch durch die Bande des Blutes an sich zu fesseln und, gewohnt, alle Rücksichten auf die Seite zu werfen, wenn es galt einen einmal gefaßten Plan auszuführen, ließ er sich von seiner Gemahlin Josephine, die er noch als General geheirathet hatte, unter nichtigem Vorwand trennen, und schickte einen Gesandten nach Wien mit dem Auftrage, dort um die Hand der Erzherzogin Maria Louise für ihn zu werben. Es versteht sich von selbst, daß der Werbung des Mannes, der erst vor wenigen Monaten als Sieger in die Hauptstadt des östreichischen Kaiserstaates eingezogen war, kein Hinderniß in den Weg gestellt wurde,

und schon am 2. April 1810 fand in Paris die Vermählung statt. Fünf Königinnen hielten der glücklichen Braut die Schleppe und die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden eine ganze Woche lang in der glänzendsten Weise begangen.

Unter allen Festen, die von Seiten des Hofes und der Großwürdenträger des Kaiserreiches veranstaltet wurden, die unter einander wetteiferten das glänzendste zu geben, sollte das, welches der östreichische Gesandte in Paris, Fürst Schwarzenberg, zu Ehren des Kaisers und der Kaiserin veranstaltete, allen Vorbereitungen nach, das weitaus großartigste werden. Ganz Paris sah diesem Feste mit der größten Spannung entgegen, und die Vorkehrungen zu demselben beschäftigten Tausende von Händen. Der Pallast des Fürsten war nicht groß genug, die Zahl der Gäste zu fassen, die eingeladen waren, und dieser war daher auf den Gedanken gekommen, in seinem Garten einen eigenen großen Saal von Holz erbauen zu lassen, in welchem alle Gäste bequem Platz finden konnten. Dieses leicht aufgebaute hölzerne Gebäude war in seinem Innern mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Sammt und Seide bedeckte die Holzwände, soviel noch Raum blieb zwischen den riesigen, bis zur Decke reichenden Spiegeln, welche die Tausende der Wachskerzen widerstrahlten, die in dem ungeheuern Raum die Helle des Tages verbreiteten. Ein kunstvolles Portal mit herrlichen Transparenten, und im Glanze abermals Tausender von farbigen Lampen strahlend, wie der ganze große Garten, diente der zahllosen Menschenmenge, die am Eingange hin und herwogte, um die ankommenden Gäste zu sehen, zur Augenweide.

Das Fest hatte um 9 Uhr des Abends begonnen, der Kaiser und seine Gemahlin waren eine Stunde später angelangt und von der glänzenden Festversammlung, Fürst Schwarzenberg an ihrer Spitze, mit dem größten Enthusiasmus begrüßt worden. Die junge Kaiserin saß an der Seite ihres Gemahls, von ihren Frauen und einem glänzenden Hofstaate umgeben, in der Mitte des Saales, und vergnügte sich an dem feenhaften Schauspiel, welches die bunte Masse der Gäste, die Pracht des Saales, das Gewühl der Tanzenden darbot. Alles überließ sich fröhlich und unbesorgt dem Vergnügen, und Niemand hatte eine Ahnung von dem Unglück, das in seiner schrecklichsten Gestalt bereits an der Schwelle dieses Schauplatzes der Lust stand.

Es ging bereits auf Mitternacht, als plötzlich in einer Ecke des Riesensaales eine unheimliche Bewegung unter den Gästen entstand, deren Grund man, weiter entfernt, nicht gleich erkennen konnte, bis sich der Ruf: „Feuer!" immer deutlicher aus dem Gewirre der Tausende von Stimmen hervorhob, die durcheinander riefen.

Eine entsetzliche Bestürzung bemächtigte sich aller Anwesenden, und als die Flamme bereits Allen sichtbar an den Wänden hinaufleckte, ergriff ein panischer Schrecken die ganze glänzende Versammlung, und eine Scene der fürchterlichsten Verwirrung begann.

Ein Wachslicht hatte eine der Draperieen, die der Zugwind dagegen trieb, entzündet, mit rasender Eile verbreitete sich die Flamme über die leichten Stoffe, ergriff die Holzwände und beherrschte in wenigen Minuten das ganze Gebäude.

Der Kaiser, den seine Kaltblütigkeit in Mitten der entsetzlichen Gefahr nicht verließ, mußte sich mit seinem Gefolge einen Weg durch den furchtbaren Menschenknäuel bahnen, der sich an den Ausgängen des brennenden Gebäudes gebildet hatte und sie verstopfte. In dem Augenblicke, als der Ruf Feuer erscholl, war er gerade im Gespräch mit der Schwägerin des Festgebers, der Fürstin Pauline, Gemahlin des Fürsten Joseph von Schwarzenberg, begriffen, und sah sich plötzlich durch die andrängende Menschenmasse von ihr getrennt. Der Gemahl dieser liebenswürdigen und geistreichen Frau befand sich im Augenblicke des Ausbruchs des Feuers an einer anderen Stelle des Saales und vermochte es nicht, zu ihr zu gelangen, die er über Alles liebte. Er irrte verzweiflungsvoll umher und gelangte endlich in den Garten, wo ihm die Nachricht wurde, daß eine Frauengestalt mitten in den Flammen umherwandle, welche das ganze riesenhafte Gebäude durchtobten. Die Fürstin hatte mit einer ihrer Töchter sich glücklich bis zum Ausgange durchgekämpft, während die andere bereits gerettet war, als sie durch einen herabstürzenden Balken von dem geliebten Kinde getrennt und von der Gewalt der nachdrängenden Menge der Flüchtenden in den Garten hinausgeschoben wurde.

Verzweifelnd, mit gerungenen Händen, lief die geängstigte Mutter in dem Garten umher und rief nach dem verlorenen Kinde. Aber Niemand wußte ihr Auskunft zu geben, Niemand hatte die Prinzessin gesehen, während sie dennoch glücklich gerettet und bereits in einem nahen Palast in Sicherheit gebracht worden war. Da ergriff die allmächtige Gewalt der Mutterliebe die Fürstin, sie wähnte ihr Kind



gez. v. Perlberg. lith. v. J. Löhnes.

Die Fürstin von Schwarzenberg.

in den Flammen, und, von keinem anderen Gedanken geleitet als von dem an die entsetzliche Gefahr, in der ihre geliebte Tochter schwebte, stürzte sie wieder in das Flammenmeer.

Inzwischen war die Decke des Saales eingestürzt, ein Wust von brennenden Trümmern bedeckte den Boden, und der Fuß der Fürstin mußte darüber hinwegschreiten, wie über den flammensprühenden Krater eines Vulkans. Noch stand die Treppe, die zu den Logen und Gallerien führte und von der entsetzlichsten Mutterangst getrieben, eilte die Fürstin die Stufen empor, nicht scheuend die Flammen, die unter ihren Tritten emporschlugen. Dieß war der Moment, wo man die Fürstin zum Letztenmale gesehen.

Der Fürst eilte zur Treppe, um die geliebte Gattin zu retten, aber in demselben Augenblicke stürzte Alles in Trümmer zusammen und ein entsetzliches Chaos, aus dem Rauch und Gluth emporschlug, lag vor den Blicken des verzweifelnden Fürsten.

Weitere Rettungsversuche wurden durch das Einstürzen der Treppe völlig unmöglich gemacht und es blieb nichts übrig, als den Tag zu erwarten und die Leichen der Unglücklichen aus dem Schutt hervorzusuchen.

Die Sonne des 2. Julius beleuchtete ein entsetzliches Bild. Halb Paris strömte zusammen, um den Schauplatz des gräßlichen Unglücks zu sehen. Der schöne Garten des österreichischen Gesandtschaftspalastes war in eine entsetzliche Pfütze umgewandelt, in der Balken, Bretter, Fetzen von Sammt und Seide, Spiegeltrümmer, Goldverzierungen, Kleidungsstücke aller Art und — zertretene und halbverkohlte menschliche Leichname ein schaudererregendes Durch-

einander bildeten. Man mußte in einem weiten Umkreis Wachen ausstellen, um den gewaltigen Menschenandrang und damit weiteres Unglück zu verhindern. Endlich fand man auch den verstümmelten, verbrannten Leichnam der unglücklichen Fürstin Pauline, nur allein noch erkennbar an einem Diadem von Brillanten und einer goldenen Halskette, welch beides sie als Festschmuck an dem verhängnißvollen Abend getragen hatte.

Man zählte Hunderte von Verwundeten und mehrere Personen starben an den Folgen der erhaltenen Verletzungen.

Das traurige Ereigniß gab Veranlassung zu schlimmen Vorhersagungen für das Schicksal des kaiserlichen Ehepaares. Man erinnerte sich an ein gleiches Unglück, welches sich bei Gelegenheit eines Feuerwerks, das zur Feier der Vermählung des Königs Ludwig XVI. mit der ebenfalls österreichischen Prinzessin, Marie Antoinette, auf dem Karousselplatze abgebrannt wurde, und bei dem die Zahl der Menschenopfer in die Tausende stieg. Die französische Revolution, welche das Königspaar unter das Beil der Guillotine brachte, erfüllte die Unglücksprophezeiungen, welche das französische Volk an jenes unselige Ereigniß knüpfte. Und in der That, als sollte der ungewisse Drang des Volkes, Schlimmes aus Schlimmem vorherzusagen, stets seine Berechtigung finden, so untergrub zwei Jahre später der unglückliche Feldzug Napoleons nach Rußland das stolze Gebäude seiner Macht, und zwei weitere Jahre darauf mußte die Kaiserin, die man mit so großem Enthusiasmus empfangen, und deren Vermählung mit dem Manne des Jahrhunderts, dessen Namen zu einem gleichberechtigten in den Reihen der alten Fürsten-

familien machen sollte, als Flüchtige aus Paris weichen und den Erben der französischen Kaiserkrone in der Gefangenschaft seines Großvaters sehen. Das sind die Lehren der Geschichte. Uns gibt das Ereigniß des 1. Juli, bei dem Feste im Schwarzenbergischen Pallast, zunächst nur Gelegenheit, der Mutterliebe ein ehrendes Gedächtniß in unseren Herzen zu bewahren, der Mutterliebe, die unter dem Mieder der Bäuerin, wie unter dem von Diamanten strahlenden Festkleid der Fürstin, die gleiche Verachtung der Gefahr zeigt, wenn es gilt, ein theures Kind zu retten.

Die Lützower.

Im Jahre 1812 führte der französische Kaiser Napoleon I. eine Heeresmacht von nahe einer halben Million Soldaten nach Rußland, dessen Beherrscher, dem Kaiser Alexander I., er den Krieg erklärt hatte. In den vorausgegangenen Kriegen mit Preußen und Oesterreich hatte Napoleon diese Mächte besiegt und zur Bundesgenossenschaft mit ihm gezwungen. Die übrigen deutschen Fürsten waren schon seit der, 1806 erfolgten Auflösung des deutschen Reiches größtentheils zu einem Bund zusammengetreten, den man den Rheinbund nannte, und hatten ihre Soldaten zu seiner Verfügung gestellt, so daß Jahre lang Deutsche gegen Deutsche im Felde standen und für die eigennützigen Zwecke des ruhmsüchtigen Eroberers sich, statt vereint gegen ihn zu kämpfen,

unter einander zerfleischten. Es war dies der traurigste Zeitpunkt in der neueren Geschichte unseres großen Vaterlandes, den Selbstsucht und Zwietracht herbeiführten, die, wie in dem Leben der einzelnen Menschen, um so mehr in dem der Völker und Länder zum unausbleiblichen Verderben führen müssen. Mit Hülfe seiner Bundesgenossen hatte nun Napoleon die ungeheure Kriegsmacht zusammengebracht, mittelst der er das mächtige Rußland zu bezwingen dachte und seinen Beherrscher gleichfalls seiner Botmäßigkeit unterwerfen wollte. Aber ein Mächtigerer als er trat auf die Seite Rußlands und machte die hochfliegenden Pläne des Eroberers, die auf nichts Geringeres auszugehen schienen, als sich nach und nach zum Herrn der ganzen civilisirten Welt zu machen, zu nichte. Es war der Winter von 1812 auf 1813, der in ganz Europa mit fast beispielloser Härte auftrat, und um so mehr in dem rauhen Himmelsstriche Rußlands, wo die Kälte bis zu 28 und 30 Graden stieg. Dazu kam, daß das russische Heer, nach einem weisen Kriegsplane, sich anfänglich vor den eindringenden Franzosen zurückzog, und diese, die ihres Sieges schon gewiß zu sein glaubten, immer tiefer in das Innere Rußlands lockte, das, an sich schon öde und unwirthbar, durch die Russen selbst weit und breit verwüstet wurde und dem Feinde weder Lebensmittel noch genügendes Obdach bot. Moskau, die alte Hauptstadt des Czaarenreiches, in welche die Franzosen siegestrunken und nach reicher Beute lüstern, eingezogen waren, wurde von der Mehrzahl seiner Bewohner verlassen, und als endlich gar ein furchtbarer Brand ausbrach, der den größten Theil der gewaltigen Stadt sammt ihrem alten Czaarenpallast, den

Kremel, in Asche legte, mußten die Franzosen an den Rückzug denken, den sie unter den entsetzlichsten Beschwerden, für die die Geschichte kein ähnliches Beispiel hat, ausführten. Hunderttausende von Menschen fielen dem Hunger und der Kälte zum Opfer. Es ist nach amtlichen Berichten festgestellt, daß mehr als 240,000 feindliche Leichname in Rußland theils verscharrt, theils verbrannt worden sind, und nach dem Uebergang über die Beresina, (einem sumpfigen Nebenfluß des Dnieprs), der am 27. November 1812 unter blutigen Kämpfen mit den verfolgenden Russen stattfand, waren von den 480,000 Mann, die im Juni nach Moskau zogen, kaum noch 1000 Mann übrig, die im Stande waren, die Waffen zu führen. Eine Strecke von 300 Stunden in der Länge, war besäet mit Leichen und Waffen. Gruppenweise lagerten die Verwundeten und Sterbenden zu beiden Seiten der Straßen im Schnee, der Verzweiflung und dem Wahnsinn preisgegeben, ohne Aussicht auf Hilfe und Rettung, den Tod als einzigen Erlöser von ihren unsäglichen Leiden erwartend. Unter diesen Armen, die das Weltgericht Gottes über das Frankenheer und seinen eroberungssüchtigen Führer miterdulden mußten, waren viele Tausende Deutscher, von Bayern allein 30,000, denen König Ludwig I. in München einen Obelisk setzen ließ, mit der Inschrift: „Auch sie starben für Deutschlands Befreiung.“ Insofern das ungeheure Menschenopfer, das Napoleon seinem Ehrgeiz brachte, seine Macht schwächte und seine spätere Besiegung erleichterte, mag dieser Ausspruch richtig sein, zugleich aber soll uns der Obelisk für alle Zeiten ein Warnungszeichen sein, ein warnender Riesenfinger, der da mahnt

zur Eintracht und festem Zusammenstehen gegen fremde Anmaßung, aber auch gegen innern Zwiespalt, damit das traurige Schauspiel des Kampfes Deutscher gegen Deutsche für alle Zeiten schwinde aus unserer Geschichte.

Napoleon selbst verließ, als er sah, daß Alles verloren war, die Reste seiner Armee und floh auf einem schlechten Bauernschlitten aus dem Lande, das er so siegesgewiß betreten hatte, nach seiner Hauptstadt Paris. Die Kunde von seiner entsetzlichen Niederlage flog hinter ihm her und erweckte zuerst im nördlichen Deutschland, das die wenigen Trümmer der stolzen Armee auf seinen Straßen gleich Bettlerhaufen daherwanken sah, die Hoffnung, es habe nun auch die Stunde der Befreiung vom französischen Joche für ganz Deutschland geschlagen, sowie den Glauben, es sei an der Zeit, die Ketten abzuwerfen, in die der übermüthige Franzosenkaiser mehr oder weniger alle deutschen Stämme geschlagen hatte. Noch aber standen die Franzosen auf deutschem Boden, noch hatten sie Preußens Hauptstadt besetzt und eine große Zahl von Festungen war in ihren Händen. Da hatte der preußische General York, welcher im Kriege gegen Rußland auf Seite der Franzosen hatte kämpfen müssen, und nun die verfolgenden Russen aufhalten sollte, den Muth, ohne Befehl und Vorwissen seines Königs einen Vertrag mit dem russischen General Diebitsch abzuschließen, der von den Franzosen natürlich als ein Verrath angesehen wurde, und Napoleon als Vorwand zu neuen Rüstungen diente, zu denen er schon bei seiner Flucht aus Rußlands Eissteppen entschlossen war. Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um zu merken, daß er es zunächst auf

Preußen abgesehen hatte, und so entschloß sich endlich König Friedrich Wilhelm III., der sich inzwischen aus seiner Hauptstadt Berlin nach Breslau begeben hatte, einen Aufruf an sein Volk zu erlassen, in welchem er seinen Entschluß kund gab, noch einmal den Kampf mit Napoleon zu wagen. „Es ist der letzte Kampf," hieß es darin, „den wir bestehen für unsern Namen und unser Dasein; keinen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder rühmlichen Untergang. Auch diesen würdet Ihr nicht scheuen, weil ehrlos der Preuße, der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir vertrauen mit Zuversicht, Gott und unser fester Wille werde unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit diesem den Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!" — Dieser Aufruf entflammte um so rascher alle Herzen, weil die Gedanken, die darin ausgesprochen waren, ohnedieß schon in allen Herzen lebten. Die Worte des Königs gaben dem Gefühle Ausdruck, das alle Gemüther beseelte, und es trat jener große Augenblick ein, wo die Eintracht zwischen König und Volk, die Liebe zum Vaterlande und zum Herrscher desselben, die allgemeine Erhebung eines ganzen Landes gegen den bedrängenden Feind hervorrief.

Allerdings war schon längere Zeit vorher im Stillen gerüstet worden. Der General Scharnhorst war unter den Augen der Franzosen, die ganz Preußen besetzt hielten, thätig gewesen, große Verbesserungen in der Einrichtung der Armee herbeizuführen, und diese, die durch das Machtgebot Napoleons auf eine sehr geringe Zahl Soldaten herabgesetzt worden war, ohne alles Aufsehen durch Entlassung der ausexercierten Truppen und Aushebung neuer Rekruten zu

einer weit größeren Stärke zu bringen, ohne daß die beaufsichtigenden französischen Behörden etwas davon merkten. Das war aber noch keineswegs zureichend, um der bereits wieder durch die Anstrengungen Napoleons auf Hunderttausende angewachsenen französischen Armee mit Aussicht auf Erfolg die Spitze zu bieten. Es mußten alle Kräfte des Landes aufgeboten werden, und das Volk blieb in seiner Thatkraft nicht nur nicht hinter den Erwartungen zurück, die der König bei seinem Aufruf hegte, sondern übertraf sie weit zu seinem ewigen Ruhme. Nächst der eigentlichen Armee errichtete Scharnhorst die Landwehr, ausgediente Soldaten, die, zum größten Theil Familienväter, Haus und Hof, Weib und Kind verlassen mußten und dem Feind mit einer Tapferkeit und Todesverachtung entgegen gingen, welche der preußischen Landwehr von 1813—1815 ein unvergängliches Denkmal in Deutschlands Geschichte erwarb. Außerdem griff Alles zu den Waffen, was überhaupt nur Waffen zu tragen vermochte. Studenten und Künstler, Gelehrte und Handwerker, Gymnasiasten und Lehrlinge sammelten sich zu freiwilligen Korps, unter denen das des Majors Lützow, welches „die schwarze Schaar" oder „die schwarzen Jäger" genannt wurde, das zahlreichste und durch seine Heldenthaten bekannteste war. Es wuchs nach und nach zu 3 Bataillonen Fußjäger, 1 Regiment Reiter und 1 Kompagnie Artillerie, zusammen etwa 3400 Mann, an. Unter Lützow befehligten als Offiziere: der Vater des deutschen Turnwesens, Friedrich Ludwig Jahn, der während seines späteren Lebens viel verkannt und verfolgt wurde, Jahre lang im Gefängniß schmachten mußte, und dessen Werk, dem

er mit seltener Ausdauer und Selbstaufopferung sein ganzes Leben widmete, nun nach seinem Tode sich durch ganz Deutschland Bahn gebrochen und als ein hochwichtiges anerkannt wurde. Welchen trefflichen Erfolg Jahns Bestrebungen, die Jugend Deutschlands zu einem wehrkräftigen Geschlecht heranzubilden, hatten, zeigte der ganze Feldzug gegen die Franzosen, den fast alle Turner aus Jahns Schule mitmachten und einen wesentlichen Bestandtheil des Lützow'schen Freikorps bildeten. Ferner gehörte zu Lützows Offizieren der, meinen jungen Lesern gewiß nicht weniger liebe und bekannte jugendliche Dichter Theodor Körner, welcher am 26. August 1813 in dem Gefechte bei Gadebusch die heiße Liebe zum Vaterlande mit dem Tod auf dem Schlachtfeld besiegelte. Wer kennt nicht sein herrliches Lied auf Lützows Freischaar: „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?" unter dessen Klängen die muthigen Jünglinge gen Paris zogen, wer nicht all' die freiheitglühenden Gesänge, in denen seine Begeisterung für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche sich flammend kundgab, die in allen Herzen zündeten und, weit über die Zeit hinaus, in der sie entstanden, noch zünden und entflammen?

„Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft gold'ne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen."

sang er, aber er selbst war vom neidischen Schicksal bestimmt, den Tag der Freiheit — die endliche Entlastung vom feind=

lichen Joche nicht mehr zu schauen. — Sein Schicksal theilte ein anderer Offizier der Lützower Freischaar, der Lieutenant Friesen, der in Frankreich im Ardenner Wald bei einem Gefechte mit den als Landsturm bewaffneten Bauern fiel. Jahn schilderte ihn mit folgenden schönen Worten: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er in düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch keines Sterblichen Klinge gefället. Keinem zu Liebe und keinem zu Leid, aber wie Scharnhorst unter den Alten (gestorben am 28. Juni 1813 an den Folgen einer Wunde, die er in der Schlacht bei Großgörschen erhielt) ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.“ Gewiß ein rühmendes Zeugniß, das zu verdienen wohl jeder deutsche Jüngling erstreben möchte. — Von alten Soldaten war eine der bedeutendsten und tapfersten Persönlichkeiten unter den schwarzen Jägern der Rittmeister Fischer, der schon unter Friedrich dem Großen im siebenjährigen Kriege als Trompeter gedient hatte, es aber, weil er ein Bürgerlicher war,

in jener Zeit trotz aller Tapferkeit nicht weiter als bis zum Wachtmeister bringen konnte. In dem unglücklichen Kriege indeß, den Preußen im Jahre 1806 mit den Franzosen führte, fühlte man den Werth eines tapfern und kriegserfahrenen Mannes und beförderte Fischer zum Offizier. So kam er bei Ausbruch des Krieges von 1813 zu Lützows Korps, obgleich er schon mehr als 70 Jahre zählte. Man sah ihm sein hohes Alter aber nicht an, sein langer schwarzer Bart war kaum mit einigen grauen Haaren vermischt, er besaß eine ungewöhnliche Körperkraft und die scharfen Augen eines Falken. Seine Schwadron kommandirte er mit weithinschallender Stimme, und blies auch manchmal selbst auf der Trompete zum Allarm und zum Angriff. So nahm einmal ein ganzes dänisches Dragonerregiment Reißaus vor ihm. Mit wenigen Reitern kam er auf eine Anhöhe, und erblickte plötzlich die Dänen in der Niederung. Da jagte er nach rechts und links, und kommandirte mit seiner Donnerstimme nach allen Seiten, als wenn er ganze Regimenter zu befehligen hätte, so daß sich die Dänen wirklich täuschen ließen und der vermeintlichen Uebermacht aus dem Wege gingen. Gleich tüchtige Offiziere waren der Major von Petersdorf, der Hauptmann von Helmenstreit, der Lieutenant Reiche u. A. Lützow selbst war ein Mann ohne Furcht und Tadel, hatte aber das Unglück, daß er fast in jedem Gefechte verwundet wurde. Trotz seines, mit Narben über und über bedeckten Körpers erreichte er doch ein hohes Alter und starb erst 1834 als General in Berlin. Die Freischaar, die meist aus wissenschaftlich gebildeten Leuten bestand, wurde mehr durch das Bewußtsein, für eine heilige Sache

zu kämpfen, sowie durch die fast schwärmerische Liebe zu ihrem Führer zusammengehalten, als durch den gewöhnlichen militärischen Gehorsam, obgleich derselbe im Dienste streng beobachtet wurde. Das Ehrgefühl der Studenten duldete es nicht, wenn zuweilen bei einem oder dem andern der älteren, auf den Schlachtfeldern und im Kasernendienst ergrauten Offizieren die Soldatenderbheit sich geltend machte und sie zu Schimpfworten hinriß, wie es dem erwähnten Rittmeister Fischer manchmal begegnete. Auch unter sich selbst hielten die Lützower strenges Gericht, und es kam in einigen Fällen vor, daß ein unwürdiges Mitglied der schwarzen Schaar von seinen Kameraden aus ihren Reihen gestoßen wurde. So entwickelte sich der Geist der Freischaar stolz und frei, die vor dem Feinde Wunder der Tapferkeit that und zum Schrecken der Franzosen wurde. Besonders waren sie Napoleon ein Dorn im Auge, der sie „brigands“, d. h. Räuber nannte. Im deutschen Befreiungsheere hießen sie „die schwarze Schaar“ oder „die schwarzen Jäger“ von ihrer Uniform, die aus einem schwarzen Waffenrock (Litewke) mit schwarzem Kragen und Aufschlägen und rothem Vorstoß bestand. Auch ihr Lederzeug und ihre Kopfbedeckung war schwarz; die Knöpfe der Uniform und die Epauletten der Reiter waren von gelbem Messing.

Als sich nach dem Aufrufe des Königs Friedrich Wilhelm III., vom 3. Februar 1813, die Jugend seines Landes in Schaaren zu den Waffenplätzen drängte, Männer Haus und Hof, Weib und Kind verließen, und selbst Greise nicht zurückblieben, brachten die Frauen und Jungfrauen ihren Schmuck, Kinder ihre Pathenpfennige und Sparbüchsen als

einen Beitrag zur Ausrüstung der Freiwilligen; eine Jungfrau aus edler Familie, die ein wunderschönes goldblondes Haar hatte, ließ sich dieses Schmuckes berauben, und opferte das dafür erlöste Geld auf dem Altar des Vaterlandes. Der Geist der Opferbereitwilligkeit hatte das ganze Volk ergriffen, und Jung und Alt wetteiferte, sein Scherflein zum Gelingen des großen Befreiungswerkes beizutragen. Unter dem weiblichen Geschlechte gab es sogar einige, denen es nicht genügte, durch Gaben ihre Theilnahme an der heiligen Sache des Vaterlandes zu beweisen, sondern die, ihr Geschlecht vergessend, selbst, in Männerkleidung, in die Reihen der Kämpfenden traten. Bei dem Gefecht an der Göhrde (10. September 1813) trugen die schwarzen Jäger viel zu dem Siege bei, den das Korps des russischen Generals Wallmoden, unter dessen Befehl es stand, über die Franzosen erfocht, und nahmen ihnen mehrere Geschütze ab. Die Jäger erlitten aber auch große Verluste; Major Lützow wurde schwer verwundet, die Oberjäger von Bärenhorst und Heyderich fielen im Kampfe, und eine bedeutende Anzahl Jäger fand den Tod fürs Vaterland oder ächzte verwundet auf dem blutgetränkten Schlachtfelde. Unter letzteren befand sich ein Jüngling von zarter Gestalt, der eine tödtliche Schußwunde erhalten hatte. Man eilte, ihn zu verbinden, aber er gab es nicht zu und verlangte, den Oberjäger seiner Abtheilung zu sprechen. Wie erstaunte man, als er diesem entdeckte, daß er ein Mädchen sei, das aus Begeisterung für den heiligen Krieg in die Schaar der Lützower getreten und alle bisherigen Gefechte heldenmüthig mitgemacht hatte, ohne sein Geschlecht zu verrathen. Die tapfere Jungfrau hieß

Prohaska. Der noch lebende greise Dichter der Befreiungskämpfe, Friedrich Rückert, sang von ihr:

„Wer ist der Gesell so fein und jung?
Doch führt er das Eisen mit gutem Schwung.
Wer steckt unter der Maske?
Eine Jungfrau, heißt Prohaska.“

Bewunderung ihres Heldenmuths, aber zugleich schmerzliches Mitleid erfüllte Alle, denn die Verwundung des Heldenmädchens ließ kein Wiederaufkommen hoffen. Man brachte die Sterbende in ein Bürgerhaus nach Danneberg, wo sie schon am Tage nach dem Gefecht an den Folgen ihrer Verwundung starb. Sie wurde mit großer Feierlichkeit und militairischen Ehren, unter Begleitung der ganzen Bürgerschaft und aller Frauen und Jungfrauen des Städtchens begraben und ihr ein Denkstein in der Kirche gesetzt. Die Freischaar kämpfte durch den ganzen Feldzug mit der größten Tapferkeit in vielen Einzelgefechten, führte besonders glückliche Streifzüge nach Lüneburg, Verden, Nienburg, Minden aus und nahm dann an der Belagerung und Einnahme von Bremen Theil. Es war die Aufgabe der Freischaar, wie es die der leichten Streifkorps überhaupt ist, den Feind fortwährend zu beunruhigen, ihm die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden, und ihn zu necken und zu reizen, wo es nur anging, was von Seiten der Lützower auch redlich geschah. Die große Armee der Verbündeten schlug indeß die großen Schlachten bei Dresden, Großbeeren, an der Katzbach und bei Leipzig, und drängte den Feind zum fluchtähnlichen Rückzug über den Rhein. Die Lützower vereinigten sich um Neujahr 1814 wieder mit der großen Armee und

gingen mit ihr über den Rhein nach Frankreich, wo sie im Februar 1814 mit den zum Landsturm aufgebotenen französischen Bauern viele blutige Kämpfe zu bestehen hatten und manchen empfindlichen Verlust, wie den schon erwähnten durch den Tod des tapfern Friesen, erlitten.

Die Einnahme von Paris machte dem ersten Feldzug nach Frankreich ein Ende, und der am 30. Mai geschlossene Friede führte das tapfere Korps in die befreite Heimath zurück. Das Brechen der französischen Ketten hatte des deutschen Blutes viel gekostet, manche Mutter sah den Sohn, manche Gattin den Gatten nicht mehr zurückkehren, und kaum war die erste Freude des Wiedersehens von denen genossen, die so glücklich waren, ihre Lieben wieder in die Arme zu schließen, als auf's Neue der Kriegsruf erscholl, denn Napoleon war von Elba, wohin er verbannt worden war, im März 1815 plötzlich wieder nach Frankreich zurückgekehrt und hatte sich des Thrones, dem er entsagt, aufs Neue bemächtigt. Die verbündeten Armeen rückten wiederum ins Feld, und Lützow's schwarze Jäger fehlten nicht. Aber ein kurzer Kampf, wenn auch ein schwerer und blutiger (bei Quatrebras, Ligny und Waterloo) genügte, die Macht des Friedensstörers zu brechen, und der zweite Friede von Paris, der am 20. November 1815 geschlossen wurde, gab Europa endlich die langersehnte Ruhe wieder. Das Lützow'sche Korps wurde aufgelöst, viele seiner Mitglieder, denen das Kriegsleben den Soldatenstand werth gemacht hatte, traten in die preußische Armee, die meisten kehrten zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurück, der Name des Korps

aber ist unsterblich geworden in der Geschichte, und seine Thaten werden fortleben im Munde des deutschen Volkes.

Vater Max.

Wenn sich ein Fürst auch nicht durch welterschütternde Thaten auszeichnet, sondern in dem Kreise, den ihn die Vorsehung angewiesen hat, mit Milde und Gerechtigkeit, mit Weisheit und Liebe zu seinem Volke herrscht, so wird die Nachwelt nicht weniger sein Gedächtniß bewahren, ja wohl noch höher es ehren, als das des glänzenden Siegers in blutigen Schlachten, des Eroberers von Städten und Ländern. Ein solcher Fürst, der sich durch seine Herzensgüte den schönen Namen erwarb, der so süß klingt im Munde des Kindes, und so ehrend, wenn ein Volk seinen Fürsten damit bezeichnet, war Maximilian Joseph der Erste, König von Bayern. Die Leutseligkeit und Gutmüthigkeit, die er als Monarch gegen den Geringsten seines Volkes bei so vielen Gelegenheiten an den Tag legte, waren Grundzüge seines Charakters, die sich schon in seiner Jugend kund gaben und ihm aller Herzen gewannen. Maximilian Joseph war ein Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, der mit einer Prinzessin von Pfalz-Sulzbach vermählt war, und wurde am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren. Seine ersten Jugendjahre verlebte er bei seinem Oheim, dem Herzog Christian von Zweibrücken, worauf er in französische

Kriegsdienste trat, was damals bei den jüngeren deutschen Fürstensöhnen nichts Seltenes war.

Er stand als Oberst eines Infanterieregiments in Straßburg, und wurde, sowohl von seinen Untergebenen als der Bürgerschaft Straßburgs, um seiner Herzensgüte willen, geliebt und verehrt. Als indeß die große Revolution in Frankreich ausbrach, die alles Bestehende umstürzte, und, so gerechtfertigt sie auch in ihren Anfängen erschien, durch ihre spätere Ausartung zu einem entsetzlichen Blutbade, das französische Volk in Jammer und Elend stürzte, verließ der Prinz Straßburg und begab sich nach Mannheim, der Residenz der damaligen Herzoge von Pfalz-Zweibrücken. Der 1795 erfolgte Tod seines älteren Bruders Karl II. machte unerwartet Max Joseph zum Herzog, und vier Jahre später führte ihn das Ableben des kinderlosen Kurfürsten, Karl Theodor von Bayern, auf den Thron dieses Landes. So wurde gegen alles Gedenken der französische Oberst zum Herrscher eines deutschen Kurfürstenthumes, dessen Bewohner ihn, dem der Ruf seiner Herzenstugenden vorausgegangen, voll freudiger Hoffnung auf eine schöne Zukunft mit Jubel empfingen.

Seine ersten Regierungshandlungen rechtfertigten die Freude des bayerischen Volkes über seinen Regierungsantritt. Mitten unter den Stürmen des Krieges, der über Deutschland hereinbrach, und an dem er, wie die meisten Fürsten des deutschen Reiches, das seinem Ende mit raschem Schritt entgegen ging, Theil zu nehmen gezwungen war, ging seine Sorge dahin, dem Lande, zu dessen Herrscher ihn das Geschick erkoren, die Segnungen zu spenden, die sonst

nur der Friede mit sich bringt. Er verbesserte die Rechtspflege und den Schulunterricht, hob veraltete, dem Volke lästige Einrichtungen auf, und verlieh ihm das herrlichste Geschenk, das ein Fürst seinem Lande geben kann, die Glaubensfreiheit, durch das Religions-Edict vom 10. Juni 1803.

Die Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse Deutschlands, nachdem Kaiser Franz den Titel eines deutschen Kaisers niedergelegt hatte, vergrößerte Bayern durch einen Theil von Schwaben und das ganze Frankenland, das Kurfürstenthum wurde zum Königreiche Bayern, und sein Monarch hieß als König Maximilian Joseph I.

Freilich geschah dieß Alles unter dem Schutze und mit der Beihilfe des gewaltigen Mannes, der damals mit Ländern und Kronen spielte, Reiche zertrümmerte und verschenkte und keinen andern Willen kannte als den seinen, während er doch selbst nur das Werkzeug einer höheren Macht war.

Aber zu jener Zeit, wo alle Verhältnisse gelöst waren, und der Mächtige allenthalben darauf lauerte, den Schwächeren zu unterdrücken, war es eine Pflicht Max Joseph's, alle Vortheile zu benützen, welche ihm die Verbindung mit Napoleon gewährte. Bayern war in den Stürmen, die Deutschland durchtobten, mehrmals in Gefahr, die Beute eines oder des andern mächtigeren Fürsten zu werden, der bedacht war, aus dem Schiffbruch des alten deutschen Reiches möglichst Nutzen für sich zu ziehen. So war es dem Muth und der Thatkraft des neuen Königs, und der Staatsweisheit seines Ministers zu danken, daß es aus der Verwirrung, in welche die Verhältnisse Deutschlands gerathen waren,

mächtiger hervorging, als es vor dem Zerfall des Reiches je gewesen.

Nachdem der Friede geschlossen und die Ruhe nach langen Stürmen zurückgekehrt war, schritt Max Joseph zu einem Werke, dessen Gründung die segensvollste That seiner ganzen Regierungszeit war. Er gab seinem Lande am 27. Mai eine ständische Verfassung, und war somit der erste unter allen Fürsten Deutschlands, welcher die Versprechungen erfüllte, die dem deutschen Volke gemacht wurden, als es Blut und Gut daran setzen mußte, die Ketten zu brechen, mit denen fremder Uebermuth es so lange belastet hatte. Maximilian Joseph machte durch diese edle Handlung der Gerechtigkeit gegen sein Volk seinen Geburtstag zu einem der gesegnetsten Tage, nicht nur in Bayerns, sondern in ganz Deutschlands Geschichte, denn das Beispiel des edlen Königs weckte die Nachfolge der anderen Fürsten und war der erste Schritt zur Entfaltung eines freieren Volksbewußtseyns und selbstständigeren Volkslebens in Deutschland.

Neben den Vorzügen, welche Maximilian Joseph als Regenten auszeichneten, glänzten die seines Herzens, denen er den Namen „Vater Max" verdankte. Viele Beispiele seiner edlen Gesinnung, seiner Wohlthätigkeit, seiner strengen Gerechtigkeitsliebe, und vor Allem seiner herzgewinnenden Leutseligkeit und Freundlichkeit, sind noch immer im Munde des Volkes, namentlich des altbayerischen, und werden wohl noch von den spätesten Enkeln nacherzählt werden.

Der Arbeitstisch des Königs war stets bedeckt mit Bittschriften aller Art, von denen er keine ungelesen ließ, und die er in den meisten Fällen weit über Erwartung

der Hülfesuchenden berücksichtigte. Eine derselben hatte die Ueberschrift: „Allergnädigster, allererbärmlichster König!“ Das machte dem immer heiteren Max großes Vergnügen, er lachte herzlich und zeigte der Königin die sonderbare Bittschrift mit den Worten: „da sieh einmal Karoline, was für einen schönen Titel ich hier bekommen habe!“ Der Bittende hatte aber, trotz seines falschen Ausdrucks, doch das Rechte getroffen, denn der König verstand, daß er hatte sagen wollen „allerbarmherzigster“ und gewährte ihm auch seine Bitte auf das Allerbarmherzigste. Daß er bei all seiner Gutmüthigkeit die Gesetze stets im Auge hatte, und nicht mildthätig gegen den Einen zum Schaden eines Andern war, zeigt folgender Zug.

Der König weilte besonders gern im Sommer in seinem reizend gelegenen Schlosse zu Tegernsee, am Fuße der bayerischen Alpen, und verschloß auch hier sein Herz nicht den Bittenden, die sich mit irgend einem Anliegen an ihn wandten. Da bat denn auch einmal eine arme Wittwe mit ihrer Tochter um Gehör bei dem Monarchen, das ihr gnädig gewährt wurde. Vergebens ihre hervorbrechenden Thränen zu unterdrücken versuchend, erzählte sie dem Könige die Geschichte ihrer Noth. Ihr Mann hatte sie, trotz alles Fleißes, in den ärmlichsten Verhältnissen zurückgelassen, und die Hoffnung, daß der Bräutigam ihrer Tochter, ein junger braver Mann, der das Geschäft des Verstorbenen fortführen sollte, der Ernährer der Familie werden würde, wurde durch die Aushebung desselben zur Armee vernichtet. Max Joseph hörte die Bitte der Wittwe freundlich an und wandte sich dann zu dem, verlegen sich hinter der Mutter halbver-

bergenden Mädchen mit der Frage: „Du möchtest also den Mann heirathen, der jetzt Soldat werden soll?“ Das Mädchen zupfte mit erglühendem Gesichte und niedergeschlagenen Augen an der Schürze und brachte ein kaum verständliches „Ja“ hervor. „Schon gut,“ sprach freundlich der König, „aber wenn ich deinen Geliebten vom Militär frei mache, so muß ein And'rer für ihn eintreten und dem wird's wohl auch nicht recht sein. Sieh, Kind, das geht nicht, ich würde einen Andern in seinem Rechte verletzen, und das darf Niemand thun, am wenigsten ein König. Doch, ich will dir was sagen: Sieh zu, daß sich dein Bräutigam um einen Ersatzmann umschaut und wenn ihr einen habt, so kommt wieder zu mir, ich will das Einstandsgeld bezahlen, dann ist euch geholfen, ohne daß ein Anderer dabei in Schaden kommt.“ —

Oefter besuchte der König, in blauem oder braunem Rock, mit Nankingbeinkleidern und rundem Hute, wie ein wohlhabender Bürger gekleidet, den Jahrmarkt zu Tölz, einem großen Marktflecken im bayerischen Oberlande. Allbekannt und allbeliebt wie er war, verursachte aber jedesmal sein Erscheinen ein so gewaltiges Gedränge um ihn, daß die Gendarmen und Gerichtsdiener oft etwas derb die Leute abhalten mußten, um ihm Platz zu machen. Das war aber nicht nach des guten Königs Sinne. „Laßt die Leute in Frieden,“ rief er aus, „sie wollen bei mir sein und ich bei ihnen!“ Da war nun des Jubels kein Ende, und Vater Max drängte sich wohl eine gute Stunde in fröhlichster Stimmung durch das Marktgewühl.

So machte er's auch oft in seiner Residenzstadt Mün=

chen, doch waren da die Leute natürlicherweise weniger zudringlich und machten dem König überall respektvoll Platz. Da kam einmal ein Bäuerlein mit einer Fuhre Holz herbeigefahren, das kannte den König nicht und rief ihm zu „He da, lieber Herr, kauft mir mein Holz ab!" Der König frug lachend, was es koste? „Drei Gulden," war die Antwort, denn damals war das Holz noch wohlfeiler als jetzt, und wenn es auch nur ein kleines Wägelein voll war, so würde es jetzt doch das Dreifache kosten. Als der Bauer bezahlt war, fragte er nach dem Hause, wohin er das Holz fahren solle. Nun wäre der gute Max Joseph bald in Verlegenheit gekommen, denn er wollte sich nicht zu erkennen geben, aber da kam ein armes Weib die Straße daher, dem es der König wohl ansah, daß es eine Fuhre Holz gewiß nicht verschmähen würde. Er ging auf die Frau zu und fragte, ob sie kein Holz brauchte. Die Antwort war, wie sich denken läßt, eine freudig bejahende, und als der König dem Bauer befahl, der armen Frau mit seinem Holze zu folgen, und ihr obendrein noch einen Thaler zum Hauerlohn gab, wollte des jubelnden Dankes von Seite der Beschenkten kein Ende werden.

Ein braver Staatsdiener, der große Noth hatte, mit seinem kleinen Gehalte eine zahlreiche Familie zu ernähren, wandte sich zu einer Zeit, wo eben der Miethzins fällig war, an den König mit der Bitte um eine Unterstützung. Sie wurde ihm nicht nur gewährt, sondern als der Beschenkte vor dem König erschien, um ihm seinen Dank auszusprechen, munterte ihn dieser, dem das Verdienst und die kümmerliche Lage des Bittstellers bekannt geworden war,

auf, sich auch ferner in der Noth an ihn zu wenden, indem er mit seiner natürlichen Freundlichkeit sagte: „Schon gut, schon gut, wir bleiben die Alten und ich rekommandire mich für's nächste Jahr!" —

Als der König einst im Schloßgarten zu Nymphenburg spazieren ging, näherte sich ihm eine alte, kümmerlich aussehende Frau, die ihm ihre Noth schilderte und um Unterstützung bat. Max hörte sie freundlich an und sagte dann, sie solle ihm folgen. Auf einmal aber besann er sich, daß er fast all' sein Geld ausgegeben habe, ein Umstand, der in Folge seiner Lust am Verschenken öfter vorkam. Nach kurzem Bedenken aber rief er einem Diener herbei und gab ihm den Befehl, zur Königin zu gehen und sie zu bitten, ihm das Geld zu geben, welches er am Abend vorher von ihr beim Spiele gewonnen. Der Diener kam bald mit einer Geldrolle zurück, die der König der armen Frau mit den Worten gab: „Da — ein Glück für dich, daß ich das Geld gestern meiner Frau abgewonnen habe, um dir heute damit helfen zu können." —

Die Theilnahme, welche König Max bei jedem Unglück, das sich ereignete, für die daran Betroffenen an den Tag legte, hat von seinem Lande und der ganzen Welt einen Verlust von höchster Bedeutung abgehalten. Im Jahre 1801 stürzte im Thiereckgäßchen zu München das Haus eines Spiegelschleifers ein und begrub mehrere Personen unter seinen Trümmern, darunter den Lehrling des Hausbesitzers, Joseph Fraunhofer aus Straubing. Wie immer bei Unglücksfällen, war auch dießmal der König rasch zur Stelle, und seine Ermunterungen zur Rettung wirkten so

aneifernd auf die mit der Ausgrabung der Verschütteten Beschäftigten, daß es ihren rastlosen Bemühungen gelang, den armen Knaben lebendig aus seinem Grabe herauszubringen. Max befahl für die Heilung des, glücklicherweise nur leicht Verletzten, Sorge zu tragen, beschenkte ihn mit 18 Dukaten, und vertrat nach seiner Genesung Vaterstelle bei dem Verwaisten. Der junge Fraunhofer aber war ein talentvoller und strebsamer Knabe. Er kaufte sich für die 18 Dukaten mathematische Bücher und Instrumente, übte sich in seinen Feierstunden im Schleifen optischer Gläser und zog durch seine Arbeiten die Aufmerksamkeit des Geheimraths Joseph von Utzschneider auf sich, der sich besonders seiner annahm und ihn in seinen Studien unterstützte. Später wurde auch der große Mechaniker Reichenbach mit dem genialen Jüngling bekannt, und trug besonders viel zu dessen völliger Ausbildung als Optiker bei. So wurde Fraunhofer der größte Optiker Deutschlands, dessen Gläser, die in der ganzen Welt nur nach seinem Namen genannt werden, bis jetzt unübertroffen sind und die wichtigsten Entdeckungen in der Sternenwelt möglich gemacht haben. Viel zu früh für die Wissenschaft ereilte Fraunhofer schon in seinem 39. Jahre (7. Juni 1826) der Tod. Sein Denkmal auf dem Kirchhofe zu München trägt die von seinem Freunde und Beschützer Utzschneider, verfaßte treffende Inschrift: „Er näherte uns die Gestirne.“

Unter die Vergnügungen, denen sich der König besonders gern hingab, gehörte die Jagd und bei all' seiner Güte wurde er gewaltig zornig, wenn unberechtigte Jäger, Wildschützen und Wildfrevler in die königlichen Waldungen drangen

und das Wild verscheuchten oder erlegten. Ein solcher, der dem Wilde besonders großen Abbruch that, entging immer glücklich den Nachstellungen der Jäger und durchstreifte Jahre lang das Jagdgebiet des Königs, trotz den in jener Zeit überaus strengen Jagdgesetzen, aller Warnungen spottend. Da ließ der König bekannt machen, wenn er sich freiwillig stellen wolle, so solle ihm nicht nur verziehen, sondern auch für seine Zukunft gesorgt werden. Der Wildschütz, ein starker rüstiger Jüngling, vertraute der königlichen Zusage und stellte sich in München den Gerichten. Max ließ ihn vor sich führen und sagte: „Du hast doch sonst keine Schuld auf dem Gewissen, keinen Todschlag begangen?“ Auf die zuversichtliche Verneinung des Jünglings fuhr der König fort: „Du mußt dich an Ordnung gewöhnen. Vorläufig gehst du als Jäger zur Armee und dienst deine Zeit ab, wenn du dich brav aufführst, soll für dich gesorgt werden.“ Der Jüngling rechtfertigte des Königs Vertrauen und konnte nach überstandener Dienstzeit als königlicher Forstwart nach Herzenslust seiner Leidenschaft zur Jagd Genüge thun.

In den schrecklichen Hungerjahren 1816 und 1817 ließ König Max für große Summen aus seinem Privatschatze im Auslande Getreide kaufen, und ging an jedem Schrannentage selbst auf den Getreidemarkt, wo er die Verkäufer ermahnte redlich und billig zu sein, und oft, wenn der Preis zu hoch stieg, mitten im Gewühl des Marktes ausrief: „Kommt zu mir, Kinder, ich geb's euch wohlfeiler.“ Oft gelang es ihm auf diese Weise dem ungeheuren Wucher der Getreidehändler Einhalt zu thun und den Jammer

der Armen zu mildern, von denen er täglich Tausende auf seine Kosten speisen ließ. — Daß seine unbegrenzte Wohlthätigkeit auch oft gemißbraucht wurde, läßt sich wohl denken, besonders geschah dieß von Seite seiner Dienerschaft und Mancher am Hofe Angestellter, die auf des Königs Rechnung aus der Hofapotheke ihren jährlichen Bedarf an Zucker und Kafee, und wohl auch ganze Körbe mit Wein und Punsch holen ließen, während der König täglich ein weißes Brödchen zu seinem Frühstück verzehrte, für das man ihm fünf Gulden berechnete. Ihn aber vermochte nichts seine Lust am Wohlthun zu rauben, und wenn man ihm Vorstellungen darüber machte, daß doch gar zu Viele kämen, die seine Güte in Anspruch nehmen, erwiederte er nur: „Deßwegen bin ich da!" Als er einmal einen Mann von dürftigem Aussehen in den Gängen der Residenz schüchtern stehen sah, fragte er einen Diener, was derselbe wolle, und auf die Antwort des Dieners: „Betteln, Ew. Majestät," sagte er unwillig: „Danke Gott, daß Du nicht zu betteln brauchst." — Für die Kunst hatte Max I. viele Neigung; er kaufte vorzügliche Gemälde älterer und neuerer Meister und unterstützte die Künstler auf alle Weise; ebenso förderte er die Wissenschaft durch Ausbildung geistvoller Jünglinge, und Unterstützung und Heranziehung nahmhafter Gelehrter, wenn er auch darin von seinen Nachfolgern Ludwig I. und Max II. weit überragt wurde. War doch die erste Hälfte seiner Regierung durch blutige Kriege ausgefüllt und die andere zunächst bestimmt die Wunden zu heilen, die der Krieg seinem Lande geschlagen. —

Im Sommer 1823 besuchte der König die zweitgrößte

Stadt seines Landes, das alte, kunstberühmte Nürnberg, das, früher eine hochangesehene Reichsstadt, im Jahre 1806 dem Königreiche Bayern einverleibt worden war. Der Monarch wurde mit großem Jubel empfangen. Die Stadt strahlte im Glanze Tausender von Lampen und Lichtern, und vom altehrwürdigen schönen Rathhaus an, bis herab zum kleinsten Bürgerhaus im entlegensten Gäßchen, war Alles mit Flaggen und Fahnen, mit Kränzen und Guirlanden festlich geschmückt. Im Theater wurde als Festvorstellung, die damals ganz neue und sehr beliebte Oper „der Freischütz" von Carl Maria v. Weber, gegeben, die noch jetzt eine Lieblingsoper des deutschen Volkes ist und es auch bleiben wird, so lange überhaupt deutsche Ohren und Herzen für Musik empfänglich sind. Das Nürnberger Theater war damals, wie jetzt noch, nur eine Privatanstalt, ohne alle Unterstützung, weder von Seite der Stadt, noch von sonst Jemandem, und der Direktor mußte es allein von seiner Einnahme erhalten, die zu jener Zeit, wo Nürnberg kaum 30,000 Einwohner zählte, nicht besonders groß war. Aber mit praktischem Sinn und verständiger Benützung seiner Kräfte, hatte es der damalige Direktor doch verstanden, das Theater in anständiger, und das Publikum, das freilich auch weniger Ansprüche machte als jetzt, befriedigender Weise zu führen, und besonders hatte er die genannte Oper „der Freischütz" so hübsch ausgestattet, daß die Aufführung, in Bayern wenigstens, nur vom Hoftheater in München, welches natürlich über größere Mittel zu verfügen hatte, übertroffen wurde. Der König war so überrascht von der Vorstellung, daß er den Direktor zu sich rufen ließ und ihm seine vollste

Zufriedenheit zu erkennen gab; als er überdieß vernahm, daß der Direktor dieß Alles, ohne irgend einen Zuschuß, nur aus den Einnahmen des Theaters hergestellt habe, bekam er eine so günstige Meinung von der Sachkenntniß und dem haushälterischen Sinn des Direktors, daß er denselben lebenslänglich als Oekonomie-Verwalter an seinem Hoftheater in München anstellte.

Im Februar 1824 fand das 25jährige Regierungs-Jubiläum des guten Königs statt, das im ganzen Lande mit großen Festlichkeiten gefeiert wurde, an denen das bayerische Volk den herzlichsten Antheil nahm. Niemand dachte, daß schon das nächste Jahr den geliebten König, der wohl an der Schwelle der siebziger Jahre stand, aber noch rüstig war und sich vollster Gesundheit erfreute, aus der Mitte seines, ihn so hoch verehrenden, Volkes abrufen würde. An seinem Namensfeste, den 12. Oktober 1825, das er im Kreise der Seinen fröhlich feierte, begab er sich völlig gesund und wohl zu Bette, und wurde am Morgen des andern Tages todt darin gefunden, die Hand unter dem Haupte, anscheinend im friedlich sanften Schlummer.

Die Nachricht von seinem Tode durchzuckte das ganze Lande wie ein elektrischer Schlag. Sie kam ja so völlig unerwartet, wie ein Wetterstrahl aus heiterer Luft, und die Aufrichtigkeit der Liebe, die das ganze Bayerland für seinen König beseelte, bewährte sich in dem tiefen Schmerze, der sich in allen Klassen der Bevölkerung kund gab.

Seinen Söhnen und Enkeln hatte der hingeschiedene Monarch ein Vermächtniß in der Liebe hinterlassen, die er zu seinem Volke im Herzen trug, indem er sie ermahnte,

auch ihrerseits sie demselben zu bewahren. Als einst seine Enkel, Max — der nun ebenfalls hingeschiedene Tiefbeweinte — und Otto, im Zimmer des Großvaters spielten, zog er plötzlich beide liebevoll an sein Herz und beschwor sie, stets den hohen Beruf im Auge zu haben, der der Fürstensöhne harre. „Nie, meine Lieben," sprach er, „lasset den Stolz euer Herz beherrschen. Der einzige Stolz der Fürsten sei der, auf die Liebe ihres Volkes!"

Die Ueberschwemmung in Niederösterreich.

Unter die empfindlichsten Unglücksfälle, die irgend ein Land durch ein Elementarereigniß erlebte, gehört wohl die furchtbare Ueberschwemmung, welche im Frühjahr 1830 die gegen die Donau liegenden Vorstädte Wiens und ihre nächsten Umgebungen heimsuchte. Ein anhaltender und ungewöhnlich strenger Winter, wie er seit 1812 nicht mehr in Deutschland geherrscht hatte, wich gegen Ende Februar dem plötzlich eingetretenen Thauwetter, das die ersten milden Lüfte des nahen Frühlings brachte; das Eis, welches seit vielen Wochen die Donau bedeckte, brach bald, und schon am 27. Februar war der Fluß fast gänzlich von seiner Decke frei, und man rüstete sich schon zur beginnenden Schifffahrt, die auf diesem Flusse sehr bedeutend und für den Handelsverkehr wichtig ist, und deren Beginn daher immer mit Ungeduld erwartet wird. Niemand dachte mehr

an eine Gefahr, die der Abgang des Eises herbeiführen könnte und man überließ sich sorglos dem Schlummer. Indeß hätte sich bei Kornneuburg ein Theil des Eises gestemmt, in Folge dessen der Strom dahinter mächtig anschwoll, weit hinaus über die Ufer trat, und endlich mit furchtbarer Gewalt durch das Eis brach, das er in großen Stücken auf rasender Fluth gegen die Vorstädte Roßau, Leopoldstadt und Lichtenthal trieb. Wohl hatte man Wachen ausgestellt, welche eine allenfallsige Gefahr, die man jedoch längst beseitigt glaubte, melden sollten, aber die Wuth des entfesselten Stromes brach zu rasch und entsetzlich ein, um eine rechtzeitige Meldung des nahen Unglücks möglich zu machen. Bei früheren Ueberschwemmungen war das Wasser höchstens um 3—4 Zoll in einer Stunde gestiegen, während es dießmal in wenigen Minuten um 7—8 Zoll anwuchs. Ein so plötzliches Hereinbrechen des rasenden Elementes, das die völlig unvorbereiteten Einwohner der genannten Vorstädte überraschte, mußte natürlich von den entsetzlichsten Folgen sein. Das Wasser tobte mit furchtbarem Brausen durch die Straßen der Roßau und Leopoldstadt, und trieb ungeheure Eismassen gegen die Häuser, deren Bewohner, aus sorglosem Schlafe erwachend, sich plötzlich in die größte Todesgefahr versetzt sahen. Denkt euch, meine jungen Leser, das Grauenhafte der Scenen, die sich nun dem Auge darboten. Der mit jeder Minute wachsende Strom, welcher, von einem rasenden Orkan gepeitscht, die Eisstücke wie Mauerbrecher vor sich her trieb, denen nichts widerstand, riß alle Rettungskähne und Hilfsbrücken mit fort, drang in die unteren Stockwerke und weihte Kranke und Gebrechliche, die nicht im

Stande waren seiner Wuth, wenigstens für den Augenblick, zu entgehen, dem unerbittlichen Tode. Von allen Seiten ertönte das Hilfsgeschrei der Ertrinkenden herzzerschneidend durch die finstere Nacht zu den Ohren derer, die so gerne geholfen hätten, wenn es nur irgend hätte mit Erfolg geschehen können. Aber die Gewalt des Stromes, der sich an allen Ecken der Straßen brach, war zu mächtig und verderbendrohend, als daß der kühnste und gewandteste Schiffer, an denen es in diesen Vorstädten nicht fehlte, hätte hoffen können, die Unglücklichen zu retten.

Der anbrechende Tag beleuchtete die Stätte des Jammers. Noch war es nicht möglich, zu den tiefer gelegenen Stellen zu gelangen, und um so weniger, als, nachdem der Sturm nachgelassen, eine dicke Eiskruste das Wasser überzog, so daß man weder mit Kähnen, noch in anderer Weise, den Nothleidenden Hilfe bringen konnte. Doch stieg das Wasser wenigstens nicht höher, und die Noth der Ueberschwemmten, welche sich in die höheren Stockwerke, und selbst auf die Dächer gerettet hatten, beschränkte sich auf die Entbehrung der nöthigsten Lebensmittel, welche erst am 4. März, als die Fluth sich langsam verlief, den Armen, die dem Verschmachten nahe waren, zugeführt werden konnten.

Nun aber ließ sich auch erst die ganze Größe des schrecklichen Unglücks, welches über die armen Wiener hereingebrochen war, völlig übersehen. Das Wasser selbst hatte gegen achtzig Menschen verschlungen, und wohl mehr noch wurden die Opfer des Schreckens, der Kälte und Entbehrungen. Größer noch war der Verlust an Menschen auf dem Lande, über das der Strom sich wie ein See rings

ausgebreitet hatte. Hier zählte man die Leichname nach Hunderten, und die Ueberlebenden waren zum größten Theile durch den Verlust ihres Viehes, und die Zerstörung ihrer Wohnungen und Scheunen mit allen Fruchtvorräthen, zu Bettlern geworden.

Wie jedes große Unglück dem Edelsinn und der Hochherzigkeit Gelegenheit gibt, sich zu zeigen, so geschah es auch hier. An der Spitze der Hilfebringenden standen die Mitglieder des Kaiserhauses und die reichen österreichischen Edlen. Von der Wiener Bürgerschaft steuerten Einzelne mehr als tausend Gulden zu der Sammlung für die Nothleidenden bei, welche Kaiser Franz der Erste, mit einer Summe von 40,000 fl. und die Kaiserin Charlotte mit 12,000 fl., eröffneten. Beispiele von Menschenliebe und Heldenmuth, wo es galt für die Rettung der Bedrängten selbst das Leben einzusetzen, gab es Viele. Der rühmlich bekannte Schriftsteller Adalbert Müller, erzählt von der heldenkühnen Handlungsweise und Todesverachtung eines Bewohners des Dorfes Jedleser, eine Stunde von Wien, in diesen Unglückstagen. Anton Bosch, aus Bayern gebürtig, besaß ein stattliches Bräuhaus mit bedeutender Landwirthschaft in Jedleser, und war ein allgemein geachteter Mann, an dem die ganze Gemeinde mit großer Liebe und Verehrung hing. Das tiefliegende Dorf war der Ueberschwemmung am ersten bloß gestellt, und als der schreckliche Augenblick kam, waren seine, dem Ufer zunächst liegenden, Häuser bis zum Dach unter Wasser. Bosch hatte, als ein vorsichtiger Mann, schon seit mehreren Tagen drei große Kähne bereit gehalten und in seinem höher gelegenen Hause Vorbereitungen zur Aufnahme

von Menschen und Vieh getroffen. Die Klügeren des Dorfes waren seinem Rathe gefolgt und hatten sich mit ihrer Habe, theils zu ihm, theils an andere sichere Orte geflüchtet, wie aber oft der Unverstand und der Eigensinn dem Unglück in die Hand arbeiten, so blieben Viele in der Meinung ruhig in ihren Häusern sitzen, daß es noch immer Zeit sei sich zu flüchten, wenn das Wasser steigen werde.

So hatten die Wiener Vorstädter auch geglaubt, und waren so plötzlich von dem wüthenden Element überfallen worden, wie die Leute von Jedleser, die kaum mehr Zeit hatten aus ihren Betten zu springen und in der leichtesten Bekleidung, zitternd vor Kälte, auf die Dächer zu klettern. Es war zu spät, jetzt den wohlgemeinten Rath des braven Bosch zu befolgen. Ein jammervolles Geschrei der halbnackten Bedrängten drang durch das Heulen des Sturmes, und die unglücklichen Zauderer mußten alle Qualen der Todesangst ausstehen auf ihren, unter den Stößen der Eisblöcke wankenden Häusern, bis es dem edelmüthigen Bosch und seinen Schiffern und Knechten, immer noch mit Gefahr ihres Lebens, gelang, auf den drei Kähnen sich zu ihnen durchzuarbeiten. Bis zum anbrechenden Morgen war das Werk der Rettung vollbracht, und 350 Personen in dem wohleingerichteten, mit Lebensmitteln reichlich versehenen Bräuhause untergebracht. Daß Niemand aus dem Dorfe Jedleser umkam, während die ganze Umgegend die Ertrunkenen nach Hunderten zählte, war das Verdienst des edelmüthigen Bosch und seiner braven Leute. Der wackere Mann begnügte sich indeß nicht damit, so viele Menschenleben gerettet zu haben, sondern er war auch eifrig und mit den größten Opfern bedacht, die Ge=

retteten, für die ersten Tage wenigstens, der Noth und dem Elend des Hungers und des Mangels an Kleidern und Obdach zu entreißen. In diesen Bestrebungen standen ihm auf das Unermüdlichste seine edle Gattin, Therese, das Muster einer deutschen Frau, und seine dreizehnjährige Tochter Katharina zur Seite. Die Bevölkerung eines ganzen Dorfes mit Brod und Kleidung, Wäsche und andern Lebensbedürfnissen, fast eine ganze Woche lang in einem einzigen Haushalt zu versehen, war keine Kleinigkeit, und nur der aufopfernden Menschenliebe möglich, welche die Glieder dieser edlen Familie beseelte. Während der Vater für die Herbeischaffung der Lebensmittel sorgte, war die umsichtige Gattin bemüht, die Halbnackten zu kleiden, die Erkrankten zu pflegen, die Verzagenden zu trösten, und Katharine nahm sich der Kinder an, und gönnte sich nicht Ruhe und Rast, bis jedes der vielen Kleinen hatte, was es bedurfte. Es konnte nicht fehlen, daß ein so menschenfreundliches Wirken, neben dem schönen Lohn, den das Bewußtsein jeder Pflichterfüllung uns im Herzen gibt, auch die äußere Anerkennung fand, welche die Mächtigen der Erde edlen, großen Thaten zu spenden berufen sind. Ganz Wien war von dem großherzigen Verfahren der Bräuerfamilie erfüllt, und die Kunde davon gelangte auch in die Hofburg zu den Ohren des Kaisers. Zunächst war es die Kaiserin Charlotte, die, als Frau von selbst edler Gesinnung, mit einem tief fühlenden Herzen für alle Unglücklichen, von dem Benehmen der wackeren Familie Bosch innig gerührt wurde. Wenige Tage nach der Ueberschwemmung trat sie unter dem Jubel der Bevölkerung von Jedleser in das Haus des Bräuers, wo sie sich die junge

Katharina vorstellen ließ, die Mutter reich beschenkte, und der Tochter eine schwere goldene Kette um den Hals hing, mit den Worten: „Trage an diesem Schmucke das Bildniß deines Vaters, und werde so brav wie er.“ Bosch aber erhielt, als Belohnung seiner Bürgertugend und Menschenliebe, von Kaiser Franz die goldene Civilverdienst-Medaille.

Die Fortschritte des Menschengeschlechtes.

Der menschliche Geist ist keines Stillstandes fähig. Unablässig strebt er in allen Zweigen der Wissenschaften, Künste und Gewerbe nach Ausbildung und Vervollkommnung. So ist es ihm gelungen, durch eine Reihe von Erfindungen und Entdeckungen, im Laufe der Jahrhunderte, die Verhältnisse des Menschengeschlechts völlig umzugestalten, und jene Völker des Erdkreises, welche seine Segnungen beglückten, auf eine Stufe der Kultur zu erheben, die ihren Vorfahren wohl unerreichbar erschien. In der ersten Reihe dieser Völker steht das deutsche. Es hat eine Menge von Erfindungen aufzuweisen, die aus seiner Mitte hervorgingen, und unter denen die des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst den mächtigsten Einfluß auf den Umschwung der Weltverhältnisse ausübten. Erstere wird dem Mönch Bertholb Schwarz zugeschrieben, der sich in der Einsamkeit seiner Klosterzelle mit der Kunst der Chemie beschäftigte, und um das Jahr

1330 durch Zufall, und in anderer Absicht, auf die Erfindung des Pulvers kam, welche die früher üblichen Schußwaffen zum größern Theil verdrängte, und das Kriegswesen gänzlich veränderte. Die alten Kriegsmaschinen, Sturmböcke, Widder u. s. w. genannt, welche man zum Einrennen von Festungsmauern, oder zum Schleudern steinerner Kugeln gebrauchte, verschwanden vor den Kanonen, die Armbrust vor dem Feuergewehr, denn schneller und sicherer erreichte die Kugel das Ziel und zerstörender war ihre Wirkung. Wie Alles, was der Menschengeist erdacht, nicht gleich vollkommen war, sondern erst nach und nach sich entwickelte, so wurde auch die Anwendung der Schießwaffen erleichtert und ihre Wirkung erhöht, als ein Nürnberger Schlosser, Hans Ehemann, das Feuerschloß am Schießgewehr erfand, welches man anfänglich mit der Lunte, einem glimmenden Strick, losfeuern mußte. Später wurde auch dieses Schloß wieder verbessert und vereinfacht, und in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts durch die Einrichtung der Perkussion völlig umgeändert.

Eine, zunächst für die Wissenschaft und ihre Verbreitung höchst segensreiche Erfindung war die der Buchdruckerkunst (1435—1440) durch Johannes Gutenberg in Mainz. Dieser Wohlthäter der Menschheit, denn das ist er durch seine Erfindung geworden, wurde gegen 1400 in Mainz geboren. Schon von Jugend auf mit mechanischen Künsten beschäftigt, kam er auf die Idee, mit beweglichen Buchstaben, die er anfänglich aus Holz fertigen ließ, mit Tinte auf Pergament oder Papier zu drucken, und so die mühsame Arbeit des Schreibens zu erleichtern und zu vervielfältigen.

Die Kunst, mit in Holztafeln geschnittenen Zeichen zu drucken, kannten bereits die Chinesen im 10. Jahrhundert, und in Deutschland schnitt man wohl schon vor Gutenberg Bilder und Buchstaben in Holz und druckte damit Gebet- und Bilderbücher ab, doch geschah dieß noch Alles mit festen ganzen Tafeln und war sehr unvollkommen und mühsam. Gutenberg machte seine ersten Versuche in Straßburg, wo er bis 1440 lebte, und diese Stadt streitet daher mit Mainz um die Ehre, die Wiege der Buchdruckerkunst zu sein. Die Erfindung trat erst praktisch in's Leben, als Gutenberg in seine Vaterstadt Mainz zurückkehrte, und sich mit dem reichen Goldschmied Johannes Fust und dessen Schwiegersohne Peter Schöffer verband, welch' letzterer durch Anwendung metallener Buchstaben und einer eigenen fettigen Schwärze, statt der bisher gebrauchten Tinte, die neue Kunst wesentlich verbesserte und sie in's Leben führte. So entstand um 1456 das erste gedruckte Werk, eine lateinische Bibel in 2 großen Foliobänden, dem bald mehrere andere Werke folgten.

Rasch durchflog die neue, wunderbare Erfindung die Welt, obgleich sie anfänglich als ein Geheimniß streng bewahrt wurde. Da aber die Mainzer Buchdrucker, in Folge der Eroberung der Stadt durch Adolf von Nassau 1462, zum großen Theil aus derselben fortzogen und sich nach allen Himmelsgegenden zerstreuten, so entstanden, von ihnen gegründet, schon in den nächsten Jahren in vielen deutschen Reichsstädten, Köln, Straßburg, Augsburg, Nürnberg, bald auch in Venedig, Rom und Paris, Buchdruckereien. In Bamberg wurde das erste Buch in deutscher Sprache, der „Edelstein,“

und eine deutsche Bibel, von Albert Pfister gedruckt. Zugleich mit der Entwicklung der Buchdruckerkunst wurde auch die Fabrikation des Papiers von Linnen, das man seit Anfang des 14. Jahrhunderts in Deutschland kannte, vervollkommnet, schon 1390 legte der Senator Ullmann Stromer in Nürnberg eine Papiermühle an, die die erste in Deutschland genannt wird.

Die Neuzeit ist hinter der früheren nicht zurückgeblieben, und hat Erfindungen hervorgebracht, deren Einwirkung auf die Weltverhältnisse eine nicht weniger hochbedeutende war. Die Anwendung des Dampfes auf den Betrieb von Maschinen, und zur Fortbewegung von Schiffen und Wagen, gehört zwar ursprünglich nicht unserem Vaterlande an, hat aber doch rasch in demselben Wurzel geschlagen, die weiteste Verbreitung gefunden und den segensreichsten Einfluß ausgeübt. Als der Erste, der über die Kräfte des Dampfes und ihre praktische Benützung geschrieben, wird ein Ingenieur und Architect des Königs Ludwig XIII. von Frankreich, Salomon de Caus, genannt, auch gab in England ein Marquis von Worcester im Jahre 1667 ebenfalls eine Schrift über diesen Gegenstand heraus. Versuche in der Anwendung des Dampfes als bewegende Kraft, machten Samuel Morland, Werkmeister des Königs Karl II. von England, Thomas Savery und viele andere. Die erste Wasserdampfmaschine in Deutschland baute Emil Fischer in Kassel im Jahre 1722. Als der eigentliche Erfinder, wenigstens praktische Verbesserer der Dampfmaschinen, gilt der Engländer James Watt (1769). In Frankreich kam der schweizerische Mathematiker Martin von Planta auf den

Gedanken, Schiffe und Wagen durch Dampf in Bewegung zu setzen und 1775 baute Jacques Constantin Perrier ein Dampfboot, das sich aber als unzulänglich bewies, und mehrere Dampfpumpen zu gewerblichen Zwecken. Das erste wirklich brauchbare Dampfboot stellte der englische Bergwerksmechaniker W. Symington 1801—1802 her, welches auf dem Forth- und Clydekanal in England fuhr. Aber dennoch fand die Erfindung noch keinen allgemeinen Eingang, bis es 1807 dem amerikanischen Ingenieur Robert Fulton gelang, ein Dampfschiff zu bauen, das seine erste Fahrt von New-York nach Albany (125 geogr. Meilen) in 32 Stunden glücklich zurücklegte. Von nun an wurde die Dampfschiffahrt allgemein eingeführt und in neuerer Zeit ungemein verbessert, besonders durch die Anwendung der Schraube als Treibmechanismus, nach der Erfindung des schwedischen Kapitäns Ericsson. —

Die Anlegung von Eisenbahnen zur Befahrung mit von Dampf getriebenen Wagen, erfolgte ein Vierteljahrhundert später. Künstliche Fahrgeleise zur bequemeren Fortschaffung schwerer Lasten kannte man schon im Alterthum, bei Bergwerkbauten in Deutschland gab es schon im 15. und 16. Jahrhundert hölzerne Schienenwege zu diesem Zwecke, und in den Kohlendistrikten Englands wurden solche von Eisen angelegt. Die Wichtigkeit der Bahngeleise für Personen und Güter ergab sich indeß erst durch die Benützung des Dampfes. Die ersten Versuche wurden im Jahre 1805 in England von den Mechanikern Trevethik und Vivian gemacht, und von dem geistvollen Ingenieur Stephenson wiederholt, der Dampfmaschinen (Locomotiven genannt) für

kleine Kohleneisenbahnen konstruirte; aber erst 1826 kam es so weit, daß ihm der Bau der ersten englischen Bahn zwischen Liverpool und Manchester übertragen wurde. Vier Jahre später wurde auf derselben ein Preisrennen mit Dampfwagen veranstaltet, bei welchem Stephenson mit seinen Locomotiven den Preis davon trug, und nun war auch die Nutzbarkeit, der Fortbestand und die allgemeine Einführung der mit Dampf zu befahrenden Eisenbahnen entschieden. Bald wurden, zunächst in England, dann in Belgien und Frankreich, größere Schienenwege errichtet, und das ganze Festland von Europa fand sich durch die glänzenden Fortschritte der Erfindung zur Nachahmung ermuntert. Man hatte anfangs nicht recht daran glauben wollen, daß der große Kostenaufwand, welchen der Bau einer Eisenbahn erforderte, durch den Ertrag derselben auch nur gedeckt würde, viel weniger, daß die Unternehmer einen Gewinn daraus ziehen dürften. Alle Erfindungen und neuen Einrichtungen haben das Schicksal, daß anfänglich an ihrer Brauchbarkeit gezweifelt wird. Die Bahn von Manchester nach Liverpool kostete 82,0000 Pfund Sterling, oder 9,480,000 Gulden. Wenige glaubten, daß sie so viel einbringen würde, um nur die Zinsen dieser ungeheuren Summe zu decken, aber schon im ersten Jahre ihres Bestehens wurden die Kleingläubigen beschämt durch den überaus reichen Ertrag der Bahn, der den Unternehmern schon im ersten Jahre einen Zins von 8 Gulden vom Hundert gewährte. Trotzdem hatte man in Deutschland lange noch große Bedenken gegen die Ausführbarkeit eines gleichen Unternehmens, dessen überraschenden Erfolg in England man dem großen Handels-

verkehr desselben zuschrieb, der den aller andern Nationen weit hinter sich lasse, und daher solche Einrichtungen weit mehr begünstige. Endlich trat aber doch in den Städten Nürnberg und Fürth eine Zahl unternehmender Männer zu dem Zwecke zusammen, beide Städte durch eine Eisenbahn zu verbinden. Diese Strecke ist nur ein und eine halbe Stunde lang, und der Bau der Bahn kostete keine Millionen, auch ist der Verkehr zwischen beiden Städten ein so überaus lebhafter, daß an ein Fehlschlagen des Unternehmens nicht zu denken war, aber trotz aller günstigen Aussichten wurde dasselbe doch anfänglich mit mißtrauischen Augen betrachtet. Am 7. Dezember 1835 fand die feierliche Eröffnung der Bahn statt, wozu sich, als zu einem in Deutschland noch nie gesehenen Schauspiele, eine zahllose Menge Zuschauer einfand. Es war ein erhebender, auf viele Gemüther wohl auch ergreifend wirkender Anblick, als die brausende Locomotive, an der Spitze einer langen Wagenreihe, zum Erstenmal ihre Dampfwolken in die deutsche Luft sandte, und mit der Schnelligkeit des Vogels längs der langen Pappelallee dahinflog, welche zwischen Nürnberg und Fürth sich ausdehnt. Besonders groß war das Staunen der Landleute, die, natürlich weniger bekannt mit den Fortschritten der Mechanik, die neue Erfindung als ein unbegreifliches Wunder betrachteten, und die unglaublichsten Vermuthungen darüber aussprachen, wie es möglich sei, daß so viele Wagen und so viele hundert Menschen, ohne Pferde, bloß durch einen großen Schlot, der freilich gewaltig dampfte und braußte, mit einer so fabelhaften Geschwindigkeit fortgezogen werden könnten. Der bekannte Schriftsteller, Major

Karl von Hailbronner, sagt in einem seiner Reisewerke von der Eröffnung dieser Bahn: „Unter den die Luft erschütternden Vivats einer zahllosen, von einer Stadt zur andern Spalier bildenden Menschenmenge, flog der Feenzug, der Windsbraut ähnlich, durch die weite Ebene hin, und das Frohlocken der Nachbarstadt, die sich so plötzlich mit ihrer größern Schwester vereint sah, mischte sich mit dem allgemeinen Entzücken.“

Die Männer, welche den ersten Gedanken zur Gründung der ersten Dampfeisenbahn Deutschlands faßten, und mit großem Eifer die Ausführung des Unternehmens betrieben, waren die Kaufleute Georg Zacharias Platner und Johannes Scharrer in Nürnberg, und der Erbauer der Bahn, der k. Bezirks-Ingenieur Denis.

Die Bahn bewährte sich auf das Vortrefflichste, sie warf den Unternehmern einen reichen Gewinn ab, und erfreut sich noch heute des lebhaftesten Betriebs, obgleich sich jetzt bereits die Staatsbahn neben ihr hinzieht. Im Jahre 1860 feierte sie mit mancherlei Festlichkeiten das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens.

So schöne Erfolge mußten zur Nacheiferung anreizen. Bereits 1837 wurde die Privatbahn zwischen Leipzig und Dresden eröffnet, die sich ebenfalls gut rentirte, und bald entstanden allenthalben in Deutschland Gesellschaften zur Errichtung von Eisenbahnen, deren Unternehmer sich mehr oder minder eines guten Erfolges erfreuten. Die erste, von Seite einer Regierung erbaute Bahn in Deutschland, war die von Braunschweig nach Wolfenbüttel (1838), und rasch folgte nun die Errichtung größerer Linien, bis sich endlich, wie in

andern Ländern, ein ganzes Netz von Eisenbahnen über Deutschland zog, das indessen noch immer einer größeren Ausbreitung und Vervollständigung bedarf, woran von Seite der Regierungen und unternehmender Privat-Gesellschaften unablässig gearbeitet wird.

So ist es denn gekommen, daß wir bequem in einem halben Tage nach Leipzig oder Frankfurt fahren, wohin unsere Voreltern vor 2 oder 3 Jahrhunderten unter Mühseligkeiten, und selbst Gefahren, mit bewaffnetem Geleit, in 14 Tagen oder 3 Wochen gelangten, wenn sie zur Messe daselbst zogen, und wohin noch unsere Väter in schwerfälligen Kutschen fuhren, die sie mühsam von einem Nachtquartier zum andern schleppten, bis die Einrichtung der Eilwagen und die Verbesserung der Straßen das Reisen wesentlich beförderte und erleichterte. — Aber auch diese Anstalten wurden weit durch die Eisenbahnen überflügelt, und das menschliche Streben, immer weiter und weiter zu schreiten, wird wohl damit nicht abschließen, wenn es ihm auch bisher nicht gelungen ist, die Luftschiffahrt, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von Einzelnen unternommen und bis in die neueste Zeit wesentlich verbessert wurde, als Reise- und Verkehrsmittel allgemein anwendbar zu machen.

Für die rasche Mittheilung des Gedankens hat indessen der menschliche Geist durch die Fortschritte der Mechanik und Physik ein Mittel gefunden, das in Beziehung auf Schnelligkeit Alles weit hinter sich läßt, was früher in dieser Hinsicht versucht und angewendet wurde. Ist es doch der Blitz selber, den der Mensch sich dienstbar zu machen gewußt hat,

das heißt die Anwendung der Elektrizität zur Fortpflanzung von Nachrichten, mit einem Worte der electro-magnetische Telegraph. Optische Telegraphen, Anstalten zur schnellen Verbreitung von Nachrichten durch das Auge, mittelst Zeichen auf hohen Punkten, Feuersignale u. s. w., gab es schon bei den ältesten Völkern, sie wurden mit der Zeit, besonders seit der Erfindung der Fernröhre weiter ausgebildet, und vielfach, namentlich im Kriege, angewandt. Die Erfindung des elektrischen Telegraphen blieb unserer Zeit vorbehalten, und ihr Vaterland ist unbestreitbar Deutschland. Die ersten Versuche im Großen mit kupfernen Leitungsdräthen machten 1833 die Physiker Gauß und Wilhelm Weber in Göttingen. Professor Steinheil in München verfolgte die Erfindung weiter, und vollendete 1837 eine elektrische Telegraphenleitung von der k. Akademie in München nach der ein und eine halbe Stunde entfernten Sternwarte zu Bogenhausen. Hieran reihten sich Versuche desselben auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, welche ein sehr befriedigendes Ergebniß hatten. Die Engländer Wheatstone und Cooke vervollständigten die Erfindung und machten sie für Eisenbahnen auf größeren Strecken nutzbar. So große Verdienste sich dieselben aber auch um die Einführung des elektrischen Telegraphen erwarben, so haben doch Gauß und Weber den ersten Weg angebahnt und Professor Steinheil ihn weiter geebnet, und die Ehre der rechten Anwendung der Erfindung muß, trotz ihrer ersten Einführung im Großen in England und Amerika, unsrem Vaterland verbleiben. Die erste deutsche Telegraphenleitung wurde 1843 auf der rheinischen Eisenbahn bei Aachen errichtet, in Bayern führte sie Steinheil 1846 auf der Bahnlinie von

München nach Nannhofen zuerst ein. Seitdem ist eine große Vervollkommnung in den Apparaten erfolgt, und die elektrischen Telegraphenleitungen sind nicht nur bereits über die ganze civilisirte Welt ausgespannt, sondern haben bereits selbst den Weg über das Meer gefunden.

Eine weitere Erfindung der Neuzeit, die ebenfalls rascher um sich gegriffen hat, als man anfangs meinte, und einen großen Einfluß, besonders auf künstlerische und gewerbliche Verhältnisse erlangte, ist die der Lichtbilder, der Photographie.

Ihr ursprünglicher Erfinder war Louis Jacques Maudé Daguerre, ein Dekorationsmaler zu Paris (geb. 1787). In Gemeinschaft mit Jos. Nicephore Nièpce gelang es ihm 1835 das, durch Einwirkung des Sonnenlichtes erzeugte Bild irgend eines Gegenstandes, oder einer Person, auf einer versilberten Kupferplatte festzuhalten. Er beschäftigte sich seit 1824, Nièpce dagegen schon seit 1814 mit dieser Erfindung, die ein großes Aufsehen machte und sich rasch über die ganze civilisirte Welt verbreitete. Aus ihr entwickelte sich erst die Photographie, die Kunst der Sonnenmalerei auf eigens dafür zubereitetem Papiere, von dem Engländer Fox Talbot 1839 erfunden, und seitdem sehr vervollkommnet.

Deutsche Wissenschaft und Kunst, deutscher Handel und Gewerbefleiß, die sich schon im Mittelalter so glänzend hervorgethan, waren seit der unseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, von dem sich Deutschland nur erholte, um neuen Drangsalen entgegen zu gehen, hinter den Fortschritten anderer Völker auf diesen Gebieten weit zurück geblieben, aber so glänzend wie die Sonne der deutschen Dichtung, und das Licht

der deutschen Wissenschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts neu emporstieg, hat sich die Kunst in unserer Zeit zu ihrem alten Ruhme erhoben, und, zum größten Theil gestützt auf die Erfindungen, die ich meinen jungen Lesern in kurzer Uebersicht geschildert, haben Handel und Gewerbe in Deutschland einen Aufschwung genommen, der unserem Volke seinen alten Rang in der ersten Reihe der Nationen des Erdkreises sichert.

Verlag

von

Rob. Könecke

Priem, Johann Paul,

Thaten und Schicksale Bilder und Skizzen aus der deutschen Geschichte ;
der Jugend gewidmet

Nürnberg 1866